

Helen Christen (Genève und Freiburg/Ü.)

Die regionalen Besonderheiten der deutschen Standardsprache in der Schweiz

1. Deutsch in der Schweiz.....	1
2. Die deutsche Standardsprache als geschriebene Sprache	5
2.1 Der Gebrauch von Standardsprache und Dialekt als geschriebene Sprachen.....	6
2.2 Die Besonderheiten der geschriebenen Standardsprache.....	8
2.3 Helvetismen, Dialektalismen? Zur Abgrenzungsproblematik und zur stilistischen Funktionalisierung	14
3. Die deutsche Standardsprache als gesprochene Sprache	
Schriftdeutsch reden.....	17
3.1 Die gesprochene Standardsprache in der Schule	17
3.2 Die gesprochene Standardsprache in Politik und Öffentlichkeit.....	20
3.3 Die gesprochene Standardsprache im Militär.....	21
3.4 Die gesprochene Standardsprache in der Kirche	21
3.5 Die gesprochene Standardsprache in den Medien	23
3.6 Wer spricht eigentlich Standardsprache?	25
3.7 Besonderheiten der gesprochenen Standardsprache	25
3.7.1 Professionelle Sprecherinnen und Sprecher	27
3.7.2 Nicht-professionelle Sprecherinnen und Sprecher.....	28
4. Schluss.....	31
5. Literatur.....	32

1. Deutsch in der Schweiz

Die Schweiz besteht aus vier Sprachregionen mit den historisch gewachsenen Sprachen Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch. Der Artikel 70 der schweizerischen Bundesverfassung regelt das offizielle Sprachleben wie folgt:

¹ Die Amtssprachen des Bundes sind Deutsch, Französisch und Italienisch. Im Verkehr mit Personen rätoromanischer Sprache ist auch das Rätoromanische Amtssprache des Bundes.

² Die Kantone bestimmen ihre Amtssprachen. Um das Einvernehmen zwischen den Sprachgemeinschaften zu wahren, achten sie auf die herkömmliche sprachliche Zusammensetzung der Gebiete und nehmen Rücksicht auf die angestammten sprachlichen Minderheiten.

³ Bund und Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften.

⁴ Der Bund unterstützt die mehrsprachigen Kantone bei der Erfüllung ihrer besonderen Aufgaben.

⁵ Der Bund unterstützt Massnahmen der Kantone Graubünden und Tessin zur Erhaltung und Förderung der rätoromanischen und italienischen Sprache.

Dieser Verfassungsartikel, der am 10. März 1996 über eine Volksabstimmung in Kraft getreten ist, löst den Artikel 116 der vormaligen Bundesverfassung ab, der noch zwischen vier National- und drei Amtssprachen unterschieden hat, eine Unterscheidung, die sich nun angesichts des verbesserten Status des Rätoromanischen erübrigt.¹ Insgesamt garantiert dieser Sprachenartikel die staatliche Viersprachigkeit und stärkt die Position des Italienischen und Rätoromanischen, wobei den Kantonen nach wie vor das Bestimmungsrecht bezüglich ihrer Amtssprachen vorbehalten bleibt. Bei den Amtssprachen, die von den Bundesbehörden im offiziellen Verkehr mit den Bürgerinnen und Bürgern verwendet werden, handelt es sich um die jeweiligen Standardsprachen, die damit gleichzeitig die sprachliche Zugehörigkeit der Schweiz zu den jeweils übernationalen Sprachgebieten festschreiben und die vorkommenden Dialekte als Varietäten betrachten, die einer der vier Sprachen zugehörig sind. Eine einzelne "nationale Varietät", die die Schweizer Identität "als Ganzes" symbolisieren würde, existiert nicht.

In allen vier Sprachgemeinschaften gibt es ein Nebeneinander von Dialekt und Standardsprache, allerdings unterliegen die beiden Sprachformen in den jeweiligen Sprachgebieten völlig unterschiedlichen soziopragmatischen Gebrauchsbedingungen und haben deshalb auch einen unterschiedlichen Status.² Was die Deutschsprachigen betrifft, die mit einem Anteil von etwas über 60% an der Gesamtbevölkerung die grösste Sprachgemeinschaft bilden,³ so kann ihr Sprachformengebrauch als *mediale Diglossie*⁴ bezeichnet werden. In deutlichem Gegensatz zu den anderen schweizerischen Sprachregionen verwenden alle Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer - unabhängig von ihrer sozialen Gruppenzugehörigkeit - für die mündliche Kommunikation weitgehend den Dialekt und für die Schriftlichkeit die Standardsprache, wobei der Dialekt von den Sprecherinnen und Sprechern neben *Dialekt* auch als *Schweizerdeutsch* bezeichnet wird, die Standardsprache als *Schriftdeutsch*, *Hochdeutsch* oder *Schweizerhochdeutsch*. Der umfassende Gebrauch des

¹Vgl. zur Diskussion des Sprachenartikels den Materialienband zum Schlussbericht der Arbeitsgruppe zur Revision von Artikel 116 der Bundesverfassung (1989); Hengartner (1991).

²Zum Verhältnis von Dialekt und Standardsprache in der vier Sprachregionen vgl. Schläpfer (1982), Haas (1988), Niederhauser (1997).

³Zur Auswertung der Daten aus der Volkszählung aus dem Jahre 1990 vgl. Lüdi / Werlen (1997).

⁴Zur Diglossie vgl. Ferguson (1959), Ris (1979; 1990), Kolde (1981), Werlen (1998).

Dialektes hat zur Folge, dass dieser einen maximalen Ausbaugrad erreicht hat und alle über uneingeschränkt alles im Dialekt sprechen können - und dies auch tun.⁵ Die relativ geringen linguistischen Abstände zwischen den lokalen Varietäten und insbesondere der "Wille zum Dialekt" (Werlen 1998) eröffnet den Sprecherinnen und Sprechern die Möglichkeit, ihren angestammten lokalen Dialekt - und nicht etwa eine Art von Gemeinschweizerdeutsch⁶ - in der Kommunikation mit Andersdialektalen uneingeschränkt zu benutzen.⁷ Daraus resultierende "polylektale Dialoge" (Ammon 1995) werden damit in der heutigen mobilen Zeit zu einem kommunikativen Normalfall.

Betrachtet man nun nicht nur die produktiven, sondern - wie das Werlen (1998) vorschlägt - auch die rezeptiven Aktivitäten bezüglich der beiden Sprachformen, so zeigt sich das folgende, in Bezug auf die Höraktivität asymmetrische Bild:

	Produktion		Rezeption	
	Sprechen	Schreiben	Hören	Lesen
Dialekt	+		+	
Standardsprache		+	+	+

Dass die Standardsprache als rezipierte Varietät in den letzten Jahrzehnten durch die allgemein zugänglichen Medien an Bedeutung gewonnen hat, ist (bisher) kaum Inhalt des wissenschaftlichen und lebensweltlichen Diskurses über die oft thematisierten Besonderheiten und die zeitlichen Veränderungen hinsichtlich des Nebeneinanders von Dialekt und Standardsprache in der deutschen Schweiz.⁸ Es wird ausschliesslich eine Zunahme des (produktiven) Mundartgebrauchs in den letzten Jahrzehnten registriert und mit "Mundartwelle(n)" bezeichnet, bei denen es sich aber weniger um Wellen als vielmehr um einen stufenartigen Anstieg von Domänen handelt, in denen der Gebrauch des Dialekts möglich geworden ist.⁹ Die neue Rolle des Dialekts in diesem Jahrhundert kann den erheblichen sozialen Veränderungen, den politischen Bedingungen im Umfeld der beiden Weltkriege, einem generellen Wertewandel und insbesondere auch den veränderten, zunehmend mündlich geprägten Kommunikationsformen zugeschrieben werden. Das

⁵Vgl. zum Terminus Ausbaudialekt Kloss (1976), zur Stilistik des Dialekts Christen (im Ersch. 1999b).

⁶Vgl. zur Frage der Herausbildung eines bislang nicht existierenden Einheitsschweizerdeutschen Christen (1997; 1998).

⁷Zur linguistischen Ausprägung heutiger lokaler Varietäten vgl. Christen (1998), zur Frage dialektaler Akkomodation Christen (im Ersch. a).

⁸Eine Ausnahme bildet das von Burger und Häcki Buhofer geleitete Forschungsprojekt, dass sich (auch) mit dem standardsprachlichen Hörverstehen von Schweizerdeutsch sprechenden Kindergartenkindern beschäftigt hat (vgl. Burger u.a. 1994).

⁹Zu den drei Mundartwellen in diesem Jahrhundert vgl. Schwarzenbach (1969); Ris (1980); Sieber/Sitta (1986); Haas (1986); Ammon (1995).

Schweizerdeutsche wurde in diesem Jahrhundert zu einem Abgrenzungsmittel gegen aussen, zu einem nationalen Identitätssymbol und mit der 68er-Bewegung sogar zur Sprachform der Progressiven.

In der beschriebenen Ausformung stellt der deutschschweizerische Sprachformengebrauch eine gewisse Besonderheit dar, der häufig als Kuriosum betrachtet, selbst von Fachleuten oft missverstanden¹⁰ und im binnenschweizerischen Alltag nicht selten als problematisch hingestellt wird. Auf der einen Seite wird ein zunehmender Kompetenzverlust in der aktiven Beherrschung der Standardsprache befürchtet,¹¹ eine Befürchtung, die sich allerdings zumindest hinsichtlich der standardsprachlichen Schreibfähigkeit von Maturandinnen und Maturanden nicht bestätigen lässt, obwohl sich die Art und Weise, wie junge Leute früher und heute (schulische) Texte verfassen, tatsächlich verändert hat.¹² Auf der anderen Seite wird der Dialektgebrauch in der Deutschschweiz als kommunikationsverhindernd hingestellt, häufig mit dem Argument, man sei mit den standardsprachlichen Kenntnissen, die im schulischen Fremdspracheunterricht vermittelt werden, nicht auf die Realität des Dialektsprechens resp. -verstehens vorbereitet. Der diglossische Sprachformengebrauch wird aber darüber hinaus von einem Teil der Bevölkerung sogar als eigentliche Ursache binnenschweizerischer Spannungen beurteilt: „Bestehende Probleme wirtschaftlicher, politischer und psychologischer Natur werden nicht selten auf reine Sprach- und Identitätsprobleme reduziert.“ (Pedretti 1994:122).

Es ist unbestritten so, dass Leute, die in die Deutschschweiz zuziehen und am Alltagsleben teilnehmen möchten, gut beraten sind, wenn sie sich mindestens passive Dialektkenntnisse aneignen.¹³ Arbeitsmigrantinnen und -migranten ohne Deutschkenntnisse, die die Sprache der

¹⁰Vgl. den wissenschaftlichen "Schlagabtausch" zwischen Zimmer (1977), Haas (1978) und wieder Zimmer (1978).

¹¹Zur kontroversen Diskussion bezüglich der Kompetenzen der Schweizerinnen und Schweizer in bezug auf die Standardsprache vgl. Beiträge in Löffler (1986), sowie Arens (1985). Die rezeptiven Kompetenzen werden in aller Regel nicht berücksichtigt.

¹²Vgl. Sieber (1994; 1998).

¹³Dass das Hörverstehen des Dialekts ausreichen sollte, damit Dialektsprechende und Nicht-Dialektsprechende ungezwungen miteinander kommunizieren können, ist die Ausgangsüberlegung für ein Lehrmittel zum Schweizerdeutschen, das nicht aktive Dialektkompetenz anstrebt, sondern einzig Verstehenskompetenz (vgl. Müller/Wertenschlag 1985). Während Müller/Wertenschlag mit ihrem Konzept auf die Zusammengehörigkeit von Dialekt und Standardsprache bauen, sehen das die Verantwortlichen des Westschweizer Fernsehens TSR, die seit anfang 1999 zwanzig Schweizerdeutsch-Lektionen auszustrahlen, anders, die betonen, dass es sich beim Schweizerdeutschen um eine Sprache handle. Die hohen Einschaltquoten scheinen dem Verfasser der Videoreihe, Christian Ebert, Recht zu geben, der bedauert, dass man es verpasst hätte "die Sprache unserer Miteidgenossen zu lernen (...) Schliesslich gibt es nichts Schlimmeres als sich unverstanden zu fühlen, denn auf diese Weise wird am Graben zwischen den Landesteilen geschaufelt. Heute ist es unerlässlich, den Romands die schweizerdeutsche Sprache zu unterrichten und nicht die deutsche Schriftsprache." (zitiert nach einem Interview in der Neuen Luzerner Zeitung, 1. 3. 1999).

neuen Umgebung ungesteuert lernen, erwerben zwangsläufig einen schweizerdeutschen Dialekt und haben eher Schwierigkeiten, die Standardsprache zu verstehen. Wer bereits Standarddeutsch kann, hat zwar keine Probleme, sich verständlich zu machen, allenfalls aber Mühe, die Alltagssprache der Umgebung auch zu verstehen. Derartige Schwierigkeiten werden insbesondere auch von Asylsuchenden formuliert, denen man Standarddeutsch unterrichtet, was ihnen aber nicht zum gewünschten sprachlichen Zugang zu den Schweizerinnen und Schweizern verhilft, der für ihre Integration unabdingbar wäre.¹⁴ Sprecherinnen und Sprecher, die eine bundesdeutsche Aussprachevariante der Standardsprache verwenden, können - unabhängig davon, ob sie Dialekt verstehen oder nicht - negativen oder zurückhaltenden Reaktionen begegnen,¹⁵ was der Schriftsteller Peter Bichsel aus der Perspektive eines Deutschschweizers wie folgt auf den Punkt bringt:¹⁶

Keine Sprache wird in der Schweiz weniger gern gehört als die der richtigen Deutschen. Und jeder Deutschschweizer benützt sie ganz selbstverständlich schriftlich - das Schriftdeutsche, wie wir sagen. Man schaut auch deutsches Fernsehen in der Schweiz, ohne sich auch nur ein bisschen in der Sprache fremd zu fühlen. Nur im Original - im alltäglichen Original - mögen wir das Schriftdeutsche nicht.

Es ist ein verbreitetes Stereotyp, dass das "Schriftdeutsche" in der deutschen Schweiz, das in den folgenden Ausführungen im Zentrum steht, nicht besonders geliebt wird. Dass gegenüber dieser Sprachform in der Tat nicht gerade enthusiastische Einstellungen bestehen, wird bei den Rekrutenbefragungen aus dem Jahre 1985 (Schläpfer u.a. 1991:146) deutlich, wo die Frage nach der Beliebtheit von Sprachen zu den folgenden Antworten geführt hat, die zeigen, dass die Sympathien der 20-jährigen männlichen Bevölkerung eindeutig dem Englischen gehören, dass aber selbst das Französische in der Beliebtheit noch vor der einen Ausprägung der Muttersprache rangiert:¹⁷

Welche Sprache gefällt Ihnen am besten?

	Häufigkeit	Prozente	Gültige Prozente
--	------------	----------	------------------

¹⁴Vgl. Frischherz (1997).

¹⁵Vgl. Koller (1992), Werlen (1992).

¹⁶Peter Bichsel: Die Totaldemokraten. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, 61.

¹⁷Wissenschaftliche Untersuchungen, die die bisher eher impressionistisch erfassten Einstellungen der Schweizerinnen und Schweizer gegenüber der gesprochenen "deutschen" Standardsprache tatsächlich messen, fehlen bis heute leider (vgl. Ammon 1995). Auch bei den Einstellungen, die Hogg u.a. (1984) erheben, wird die von Schweizer Sprechern realisierte Standardsprache, also Schweizerhochdeutsch, eingeschätzt.

Hochdeutsch	319	16,1	16,7
Französisch	352	17,8	18,4
Italienisch	188	9,5	9,9
Rätoromanisch	54	2,7	2,8
Englisch	998	50,3	52,2
missing cases	71	3,6	
Total	1982	100,0	100,0

Aus: Schläpfer u.a. (1991:146)

Die nachfolgenden Ausführungen zur deutschen Standardsprache in der Schweiz müssen vor dem Hintergrund dieser knapp skizzierten Situation einer medialen Diglossie mit ihren Implikationen auf das Sprachverhalten und die Sprachnormen betrachtet werden, einer Sprachsituation, in der der Dialekt in der Mündlichkeit omnipräsent ist und Funktionen übernimmt, die in anderen Gemeinschaften durch die Standardsprache enkodiert werden, was sicher dazu beiträgt, dass der Dialekt von vielen als "richtige" Sprache empfunden wird.

2. Die deutsche Standardsprache als geschriebene Sprache

Die deutsche Standardsprache ist in der Schriftlichkeit nahezu unangefochten. Sowohl in den Presse-Erzeugnissen, als auch in der Literatur und im formellen Briefverkehr ist der Gebrauch der Standardsprache unmarkiert. Da es aber doch ein sporadisches Vorkommen von geschriebenem Dialekt gibt, soll nachfolgend dargelegt werden, wie die beiden Sprachformen als geschriebene Sprachen verwendet werden und anschliessend, welche sprachlichen Unterschiede zwischen den sogenannten nationalen Varietäten, d. h. zwischen der schweizerischen Variante der geschriebenen Standardsprache und den Standardsprachen der anderen deutschsprachigen Länder bestehen. Wenn im folgenden von "schweizerischen Besonderheiten" die Rede ist, so wird damit keineswegs jener Perspektive das Wort geredet, die das "Binnendeutsche" als Norm ansetzt und dazu Unterschieden, die in den übrigen Ländern mit deutscher Amtssprache (neben Österreich und der Schweiz auch in Luxemburg, Belgien, Liechtenstein und Italien) vorkommen, den Stellenwert von zwar belustigenden, aber doch nicht ganz normkonformen Exotika zuschreibt.¹⁸ Vielmehr wird im folgenden von einer **plurizentrischen Sprache** mit länderabhängigen Besonderheiten ausgegangen, die prinzipiell

¹⁸Zur Geschichte der "Binnendeutsch- und Besonderheiten-Perspektive" vgl. von Polenz (1999:419ff.)

gleichwertig sind.¹⁹

2.1 Der Gebrauch von Standardsprache und Dialekt als geschriebene Sprachen

Es gibt keine Textsorte, für die der Gebrauch von geschriebenem Dialekt erwartbar wäre. Auch in der Literatur - und zwar selbst in der "Heimatliteratur" - ist die Standardsprache selbstverständlich, was das Schreiben und was das Lesen betrifft. Verschriftlichter Dialekt ist immer markiert und hat die Funktion eines kontextualisierenden metaphorischen Wechsels, der Bedeutungsaspekte, die in der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft mit "Dialekt" verbunden werden, aktiviert.²⁰

Dialekt kommt in der gedruckten Werbung vor - als auffällige Ausnahme neben der üblichen Standardsprache. Verschriftlichter Dialekt wird dem nicht-routinierten Lesepublikum aber meist nur für sehr kurze Passagen wie etwa Slogans zugemutet (*Fondue isch guet und git e gueti Luune* 'Fondue ist gut und gibt eine gute Laune') und für besondere Effekte verwendet (vgl. Werbekampagne für Emmentaler Käse; nebenstehende Abbildung).²¹ Häufiger - aber ebenfalls als Ausnahme unter "selbstverständlicheren" Standardtexten - ist der Dialekt in nicht-redaktionellen Teilen von Printmedien wie in Glückwunschrubiken und vereinzelt in Todesanzeigen anzutreffen, aber auch hier immer als markierte Form, die bestimmte Konnotationen erzeugt. Im privaten Briefverkehr soll die Verschriftlichung des Dialekts ein grösseres Ausmass erreicht haben,²² ebenso in den *chat-boxes* im Internet, wobei hier mit Günther/Wyss (1996) davon ausgegangen werden kann, dass sich insbesondere bei den

¹⁹Vgl. von Polenz (1999:415): "Sprachpolitische und nationalpolitische Hoffnungen auf eine völlige Gleichberechtigung zwischen allen Zentren einer plurizentrischen Sprache müssen jedoch gedämpft werden durch die sprachhistorische und sprachvergleichende Einsicht in die Unausweichlichkeit sprachpolitischer Asymmetrien zwischen ihnen."

²⁰Vgl. zur Kontextualisierung Gumperz (1982).

²¹Diese Anzeigenwerbung liefert nicht nur die Konnotation "Swissness", sondern durch Wortwahl und Verschriftlichung areal beschränkter vorkommender Lauteigenheiten (Monophthongierung von mhd. *ei*, *i*-Vokalisierung) darüber hinaus sogar kleinräumigere regionale Bezüge, hier zum bernischen Emmental, von wo das beworbene Produkt ursprünglich herkommt.

²²Eigenen Beobachtungen zufolge wird Dialekt am ehesten in Textteilen verwendet, die den persönlichen Bezug zur adressierten Person herstellen (direkte Anreden, Grüsse) oder für die besondere dialektale Formeln vorliegen (z.B. *es guets Nöis* 'ein gutes neues Jahr'). Durchgehender Dialektgebrauch scheint eher bei kürzeren Texten wie Ansichtskarten vorzukommen.

Im Entstehungsbegriffen ist das "Zürcher Liebesbrief-Archiv", das in seiner Sammlung von bisher über 4000 Liebesbriefen relativ häufigen Dialektgebrauch ausweisen kann (es liegen zur Zeit noch keine präzisen Auszählungen vor). Der Dialekt und andere Varietäten (seit den fünfziger Jahren Englisch, seit den achtziger Jahren auch Italienisch) werden dabei oft innerhalb eines Textes für spielerisches Codeswitching verwendet (persönliche Mitteilung von Eva Lia Wyss).

elektronisch übermittelten Briefen ein völlig neuer Schriftcode etabliert, der zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit positioniert ist und sich nicht mehr an den gängigen Stilidealen orientiert.

Nach wie vor ist aber die Standardsprache jene Form, in der man die Schriftlichkeit gelernt und Schreibroutinen entwickelt hat. Dialektverschriftlichung dagegen setzt wegen der fehlenden Schreibkonventionen erstens ein selbstbewusstes Hinwegsetzen über Normen und zweitens eine keineswegs selbstverständliche Kreativität voraus, die das Problem der Laut-Schrift-Zuordnung relativ eigenständig löst.²³ Die vergleichsweise eingeschränkten Anwendungsmöglichkeiten der Dialektschreibung und das damit verbundene seltene Auftreten von optischen Dialekt-Schriftbildern erschweren zudem eine Automatisierung des Mundart-Schreibens und -Lesens.

Die schriftliche Standardsprache wird in der Schule vermittelt (vgl. Kap. 3.1) und macht den Schülerinnen und Schülern in der Regel wenig Probleme. Dass die Deutschschweizer Kinder zwar die Standardsprache wegen ihrem Abstand zum ersterworbenen Dialekt (partiell) lernen müssen, kann nicht bestritten werden, dass deswegen "für ein Schweizer Kind Deutsch nämlich eine Fremdsprache" (aus: Leserbrief Brückenbauer 3, 1999) sein soll, ist ein Urteil, dass seine Gründe nicht in diesem doch gering zu veranschlagenden sprachlichen Unterschied haben kann, sondern soziopolitische und pragmatische Ursachen hat.²⁴ Ein unbestrittener Vorteil erwächst Schweizer Kindern im Gegensatz zu Dialektsprechenden anderer Länder daraus, dass bei allen (also auch bei den Lehrpersonen) eine nicht-standardsprachliche Erstvarietät vorausgesetzt und damit bei niemandem die standardsprachliche Norm selbstredend erwartet werden kann. Allerdings haben heute weitgehend alle Kinder schon vor dem Schuleintritt (mediale) Erfahrungen mit der Standardsprache, was ihnen zweifellos deren Aneignung erleichtert, wie die folgenden drei "Geschichten" dokumentieren:

*INEIN HAUS HABT AUK EINE KÜKE KUKERT EIN EI ES SCHBRUTLET ENTLIK
KOMT EIN METKEN*

*IM ALTEN HAUS IST HÖITE ETWAS MECHTIG WAS LOS TI CHLEINE LILI HABTE
GEBURSTAG*

DER TOMAS IST EIN BER UND ER WONT IM WALT IN EINER HÖLE

(Lisa, 5 Jahre; Autodidaktin)

²³Die Dialektschrift, die von Dieth (1986) entwickelt worden ist, wird von vielen Mundart-Schriftstellerinnen und -Schriftstellern vor allem der östlichen Schweiz tatsächlich benutzt; sie hat aber keinen verbindlichen Charakter. Wer Dialekt verschriftlicht, orientiert sich meistens an der Standardorthografie und baut dabei auf die Dialektkenntnis der Leserschaft, wie bestimmte Buchstaben im jeweiligen Dialekt zu realisieren sind (vgl. Lötcher 1989; 1990). Zur Dialektschreibung in der Mundartliteratur vgl. Lerch (1971).

²⁴Zum Erwerb des Standarddeutschen in diglossischem Umfeld vgl. Häcki Buhofer/Burger (1998); Schneider (1998).

Der Text dokumentiert auf eindrückliche Weise, dass die Textproduzentin, die unaufgefordert und überaus lustvoll "Geschichten" (jeweils mit dem Umfang eines "Satzes") schreibt, "selbstverständlich" weiss, dass sich die geschriebene Sprache von der gesprochenen unterscheidet und sie nun Formen verwendet, die sie wohl beim Geschichtenvorlesen oder in den Medien aufgeschnappt hat (vgl. z. B. *mächtig was los sein*, [ein Ausdruck, der wohl aus der bundesdeutschen Umgangssprache kommt]; formal abweichende Verwendung des im Dialekt nicht existenten Präteritums), die sich insgesamt deutlich von ihrer gesprochenen Erstvarietät unterscheiden. Die Interferenzen (z.B. *sprudlen* statt *sprudeln*), die durch ihre dialektale Erstvarietät bedingt sind und von den Lehrerinnen und Lehrern in den ersten Schuljahren toleriert werden (müssen), nehmen im Laufe der Schulzeit kontinuierlich ab. Die standardsprachliche Schreibkompetenz dürfte sich schliesslich bei der erwachsenen Deutschschweizer Bevölkerung nicht von jener in anderen deutschsprachigen Ländern unterscheiden.

2.2 Die Besonderheiten der geschriebenen Standardsprache

Mit dem Bundesratsbeschluss vom 18.7.1902 wird für alle Institutionen, für die der schweizerische Staat direkt zuständig ist, die Schreibung nach dem "Orthographischen Wörterbuch" von Konrad Duden verbindlich. Die Zugehörigkeit der Schweiz zum deutschen Sprachraum, der durch solche Regelungen offiziellen Charakter bekommt, wird kaum ernsthaft in Frage gestellt²⁵ und findet seine Konsequenz auch darin, dass die Schweiz am 1. Juli 1996 die Absichtserklärung zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung unterzeichnet und in der Zwischenzeit in der Verwaltungssprache bereits umgesetzt hat.²⁶ Diese Übereinkunft von Deutschland, Österreich, Liechtenstein und der Schweiz in orthografischen Belangen - und die de-facto-Verbindlichkeit der Duden Grammatik - heisst nun keineswegs, dass man - wie oben bereits erwähnt - von einer einheitlichen deutschen Standardsprache ausgehen könnte. Im Gegenteil erweist sich das Deutsche als plurizentrische Sprache mit endonormativen nationalen Standardvarietäten, die in etwa jeweils landesweiten Gültigkeitsbereich haben. In den (geschriebenen und gesprochenen) nationalen Standardvarietäten kommen sprachliche Varianten vor, deren Gebrauch exklusiv oder durch

²⁵Zur Frage der Schaffung einer eigenen Standardsprache etwa zum Zweck der "geistigen Landesverteidigung" vgl. Weber (1984), Ammon (1995). Das Projekt einer schweizerischen Standardsprache - z. B. des "Alemannischen" wie es von Baer (1936) vorgeschlagen wurde - hat nie Fuss fassen können.

²⁶Die Orthografie-Reform scheint in der Schweiz weit weniger hohe Wellen geworfen zu haben als in Deutschland. Abgesehen von der doch eher marginalen und wenig emotionalen Thematisierung in den Medien und in einigen Leserbriefen, war das Echo auf die Neuerungen relativ verhalten (vgl. von Polenz 1999:229ff.). Zur Umsetzung der Orthografie-Reform im amtlichen Sprachgebrauch vgl. auch Leitfaden (1998).

die Frequenz auf ein bestimmtes Land verweisen. Diese üblicherweise als Teutonismen, Austriazismen, Helvetismen bezeichneten Eigenheiten sind kollektiv etablierte Phänomene, die zur **deutschen Standardsprache** der jeweiligen Länder gehören.²⁷ Ihrer "Normalität" wegen fallen sie ihren Benutzerinnen und Benutzern meist nicht auf - oder nur beim Kontakt mit der deutschen Sprachen aus den anderen Regionen. Die Entstehung dieser quasi "standardsprachlichen Phänomene mit beschränkter Reichweite" verdankt sich den unterschiedlichen politischen und historischen Umständen der deutschsprachigen Regionen, in denen während jahrhundertelanger Prozesse die überregionalen Schreibsprachen allmählich durch eine mehr oder weniger normierte Hochsprache abgelöst wurden. Bestimmte regionale Eigenheiten haben sich auch nach der Standardisierung im engeren Sinne "als traditionell gewachsene Bestandteile" der nationalen Varietäten halten können und trugen resp. tragen dazu bei, dass innerhalb des geschriebenen Deutschen landschaftliche Formen existiert haben und weiter existieren.²⁸

Die Helvetismen, die in der schweizerischen Spielart der Standardsprache vorkommen, sind auf verschiedenen linguistischen Beschreibungsebenen angesiedelt. Es gibt erstens sogenannte **Schreibhelvetismen**: Nachdem der Zürcher Erziehungsrat 1935 - im schweizerischen Föderativstaat sind die Kantone in Bezug auf den Schulbereich autonom - die *ß*-Schreibung offiziell durch jene von *ss* ersetzt hat, ist die ältere Konvention in der ganzen Schweiz immer mehr zurückgedrängt worden, bis 1974 schliesslich auch die Neue Zürcher Zeitung zur neuen Schreibung übergegangen ist.²⁹

In der deutschsprachigen Schweiz ist es zudem üblich, Lehnwörter eher nach der Fremdorthografie zu schreiben (*Crème, Crème* vs. *Krem*,³⁰ *Sauce* vs. *Sosse*, jedoch *Büro* gegenüber veraltendem *Bureau*). Wie sich diesbezüglich die (variationstoleranten) Regelungen der neuen Orthografie durchsetzen werden, bleibt abzuwarten. Der entsprechende Kommentar im Leitfaden der Bundeskanzlei (1998:22), der den Angestellten der eidgenössischen Verwaltung die aktuelle Rechtschreibung nahe bringen soll, nimmt sich wie folgt aus:

²⁷Ein internationales Forschungsprojekt, das am deutschen Seminar der Universität Basel, an der Gerhard-Mercator Universität Duisburg und an der Leopold-Franzens-Universität Linz beheimatet ist, befasst sich mit der Erstellung eines Wörterbuchs "Nationale Varianten des Deutschen", dessen Zielsetzung laut *home-page* des Deutschen Seminars der Universität Basel wie folgt umschrieben ist: "Ziel des Projektes ist es, die Besonderheiten des deutschen, österreichischen und schweizerischen Deutsch zu ermitteln, aber auch die des Standarddeutschen in Liechtenstein, Luxemburg, Südtirol und Ostbelgien. Sie sollen veröffentlicht werden in einem Wörterbuch mit vorausgehendem allgemeinem Teil zur Rechtschreibung, Aussprache, Grammatik und Pragmatik." Das Arbeiten werden voraussichtlich im Jahre 2002 abgeschlossen sein.

²⁸Vgl. zur historischen Dimension Sonderegger (1985), von Polenz (1999).

²⁹Zur *ss*-Schreibung in der deutschen Schweiz vgl. auch Gallmann (1996).

³⁰Im folgenden werden bei der Anführung von Beispielen die schweizerischen Varianten den anderswo üblichen jeweils vorangestellt.

In der Schweiz werden Fremdwörter aus dem Französischen und Italienischen nach wie vor nach der bisherigen Orthografie geschrieben, die sich stark an der Schreibung der Herkunftssprache orientiert: *Buffet, Cheque, Communiqué, Marroni, Necessaire, Spaghetti*. Das hängt damit zusammen, dass ein beachtlicher Teil des Wortschatzes der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer französischer und zum Teil auch italienischer Herkunft ist und selbst in der Aussprache die fremdsprachige Färbung behält: *Trottoir, Portemonnaie, Billett* (D/A: *Gehsteig, Geldbeutel, Fahrkarte*). Diese Besonderheiten sind Ausdruck des engen Zusammenlebens der verschiedenen Sprachgemeinschaften in unserem Land und haben daher eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Ganz ohne Anpassung an die deutsche Orthografie bleiben solche Fremdwörter in manchen Fällen aber selbst in der Schweiz nicht, man vergleiche etwa französisch *billet, chèque, nécessaire, porte-monnaie*.

In Deutschland und Österreich hingegen werden Wörter aus dem Französischen und dem Italienischen schneller eingedeutscht, ohne dabei ihren *Charme* (eben: *Scharm*) zu verlieren: *Büfett, Scheck, Kommunikee, Maronen, Nessessär, Spagetti*.

Ob allein die Sensibilitäten für die anderen Landessprachen, die sich in einem mehrsprachigen Staat herausbilden, dafür verantwortlich zu machen sind, dass in der Schweiz tendenziell nach der französischen und italienischen Orthografie geschrieben wird,³¹ bleibe dahingestellt; auffällig ist jedenfalls, dass sich auch im Umgang mit dem Englischen eher die Originalorthografie zu halten vermag (vgl. *Crawl* vs. *Kraul*).

Was zweitens den **Wortschatz** betrifft, so kann man mit Haas (1982) zwischen absoluten und Frequenz-Helvetismen unterscheiden. Während erstere exklusiv in der Standardsprache der Schweiz auftreten, ist das Auftreten der letzteren nicht auf die Schweiz beschränkt, sie kommen dort aber deutlich häufiger vor. **Lexikalische Helvetismen** sind Lexeme, die es - was Form und Inhalt betrifft - nur in der Schweiz gibt (*Grosskind* vs. *Enkelkind*), **semantische Helvetismen** sind Ausdrücke, die regional unterschiedliche Bedeutungen haben (*Bundesrat* in der Schweiz 'Minister auf Landesebene; Exekutivgremium auf Landesebene', in Deutschland und Österreich 'parlamentarische Vertretung der Bundesländer; Legislativgremium auf Landesebene'). Das Beispiel *Bundesrat* zeigt überdies, das zu unterscheiden ist zwischen Helvetismen, die natürlich aus der historischen Situation entstanden sind (wie etwa *Velo* vs. *Fahrrad*) und solchen, die der Staat oder eine öffentliche Institution festgelegt haben und für die dann auch die sachliche Entsprechung in den anderen deutschsprachigen Ländern fehlen kann: die *Mutterschaftsversicherung* versichert den Ausfall des Lohnes während der letzten Wochen der Schwangerschaft und nach der Geburt und entspricht in Deutschland dem *Mutterschafts-* resp. *Erziehungsgeld*; die *Erwerbsersatzordnung* regelt die Lohnzahlungen an die Armeeangehörigen, die bis zum vierzigsten Lebensjahr dienstpflchtig sind und regelmässig sogenannte *WKs* (Wiederholungskurse) leisten müssen; mit *Motion* wird ein Antrag für einen Gesetzesentwurf oder eine Gesetzesänderung bezeichnet.

Zahlreich sind die Helvetismen in Bereichen des unmittelbaren Alltags, wie etwa bei

³¹Zur Aussprache nach der fremden Lautung vgl. Fussnote 58.

Bezeichnungen für Essen und Trinken. Tatsächlich sieht sich nun ein schweizerischer Kochbuchverlag genötigt, seinem Kochbuch³² als Klappentext ein Glossar beizulegen,³³ das der unkundigen Leserschaft im deutschsprachigen Ausland bei der Interpretation der folgenden Helvetismen behilflich sein soll:

Glossar

Rezepte

Bouillon	Brühe
Brüstli	Brüstchen
Crevetten	Garnelen
Dreierlei, gehackt	Rind-, Kalb-, Schweinehack, gemischt
Hartweizenmehl	"Durum-Weizenmehl"
Kefen	Zuckererbsen, -schoten
Lattich	Römischer Salat
Mehl	Weizenmehl
Poulet	Hähnchen
Rüebli	Möhre, Karotte
Stangensellerie	Stauden- oder Bleichsellerie
Weissmehl	Weizenmehl
Wirz	Wirsing
Zopfmehl	Weizenmehl, 90% + 10% Dinkelmehl

Küchentechnische Begriffe, Küchengeräte

auswallen	ausrollen
Bircherraffel	Bircherreibe
Röstiraffel	Röstireibe
Schwingbesen	Rühr- oder Schneebesen
Wallholz	Rollholz

Masse

1 dl	100 ml, 0,1 Liter oder 10 cl
Sahneprodukte	
1 dl	ca. 100 g

Auch im Bereich der **Grammatik** gibt es Helvetismen: beispielsweise gibt es Unterschiede in der Rektion bestimmter Verben (*versichern*, (*an*)*rufen*, *rufen* mit Dativ statt Akkusativ); die schweizerische Vorliebe für ausgeprägten Konjunktivgebrauch kann als grammatischer

³²Betty Bossi: Fernöstliche Spezialitäten aus China, Thailand, Indonesien. Zürich 1999.

³³Dieses Glossar steht ganz in der jahrhundertealten Tradition "innerdeutscher"

Verständigung, hat doch der Basler Adam Petri dem Nachdruck zu Luthers Übersetzung des Neuen Testaments im Jahr 1523 ein Glossar beigelegt, das seiner Schweizer Leserschaft die Bibellektüre ermöglichen sollte.

Frequenzhelvetismus betrachtet werden. Unterschiede gibt es auch in Bezug auf die Genuszuweisung bei einigen wenigen Substantiven (z.B. *der Drittel* vs. *das Drittel*, *der Radio* vs. *das Radio*, *die Foto* vs. *das Foto*, *das Efeu* vs. *der Efeu*). Einen anderen Wortausgang und ein damit verbundenes unterschiedliches Genus haben etwa *der Final* vs. *das Finale*, *der Socken* vs. *die Socke*, *die Etikette* vs. *das Etikett*. Unterschiede sind auch in Eigenheiten der Wortbildung festzumachen, beispielsweise was das Fugenelement bei Komposita betrifft: *Rindsfleisch* vs. *Rinderfleisch*, *Zeigfinger* vs. *Zeigefinger*, *Kirchgemeinde* vs. *Kirchengemeinde*, *Kindsentführung* vs. *Kindesentführung* usw.³⁴

In jüngster Zeit scheinen in der Schweiz die Forderungen nach einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch deutlicher in die Praxis umgesetzt zu werden als in den umliegenden Ländern; die entsprechenden sprachlichen Konsequenzen scheinen nun einen Frequenzhelvetismus zu begründen, der darin besteht, dass das generische Maskulinum in der Schweiz häufiger durch geschlechtergerechte Alternativen ersetzt wird als anderswo (vgl. Peyer/Wyss 1998). Dieser "nicht-sexistische" Sprachgebrauch wird auch in der öffentlichen Sprache der Verwaltung und der Politik gefördert, resp. was die amtliche Sprachpraxis des Bundes und einiger Kantone betrifft, sogar als verbindlich erklärt (vgl. Beschluss des Bundesrates vom 7. Juni 1993 zum Antrag der Bundeskanzlei "Die Gleichbehandlung von Frau und Mann in der Gesetzes- und Verwaltungssprache").³⁵ Im Kanton Bern, wo das umstrittene generische Maskulinum in der gesamten Gesetzes- und Verwaltungssprache nicht mehr zulässig ist, sehen dann beispielsweise aktuelle Gesetzestexte wie folgt aus:

Gesetz über das öffentliche Dienstrecht (Personalgesetz) des Kantons Bern

Artikel 2:

¹ Das Gesetz gilt für alle Dienstverhältnisse des Kantons.

² Für Behörde- und Kommissionsmitglieder, die nicht in einem Dienstverhältnis stehen, gelten die Bestimmungen über die Altergrenze, die Amtsdauer, den Teuerungsausgleich, das Amtsgeheimnis, die Annahme von Geschenken, die Nebenbeschäftigung und die Staatshaftung. Für Mitglieder des Grossen Rates sind nur die Bestimmungen über die Staatshaftung anwendbar.

³ Vorbehalten bleiben die besonderen Vorschriften für Lehrkräfte, Geistliche, Universitätsangehörige, Richterinnen und Richter, das Polizeikorps und andere Berufsgruppen, deren Art des Dienstes besondere Vorschriften erfordert.

⁴ Der Regierungsrat kann für die nebenamtlichen und nichtständigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter abweichende Vorschriften erlassen.

Artikel 3

¹ Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Sinne dieses Gesetzes sind jene Personen, die zum Kanton in einem ganz- oder teilzeitlichen Dienstverhältnis stehen.

³⁴Vgl. umfassende, zuverlässigste (und gegenwärtig aktuellste) Darstellung in Meyer (1989).

³⁵Vgl. Leitfaden (1996); Zur Reaktion breiter Bevölkerungskreise auf sogenanntes generisches Femininum - für eine Gemeindeordnung vorgesehen, aber durch Volksabstimmung abgelehnt - vgl. SPRACHE MACHT POLITIK (1994).

² Die nachstehenden Begriffe haben folgende Bedeutung:

a Beamtinnen und Beamte sind Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die auf Amtsdauer ernannt sind.

b Angestellte sind Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die nicht auf Amtsdauer ernannt sind.

c Nebenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind Personen, die im Nebenberuf eine staatliche Funktion ausüben.

d Nichtständige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind Personen, deren Tätigkeit stunden- oder tageweise entschädigt wird, oder deren Beschäftigung anderweitig befristet ist.

Artikel 4:

¹ Der Regierungsrat verfolgt eine Personalpolitik, die es dem Kanton erlaubt, geeignete Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu gewinnen und zu erhalten.

² Der Regierungsrat schafft Instrumente zur Personalpolitik, insbesondere zur Fort- und Weiterbildung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Er sichert den Personal- und Kadernachwuchs unter Einbezug des eigenen Personals.

³ Die Personalpolitik des Regierungsrates beruht auf dem Grundsatz der Chancengleichheit von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Der Regierungsrat legt fest, wie dieser Grundsatz zu verwirklichen ist.

⁴ Die beiden Landessprachen [im Kanton Bern Deutsch und Französisch] sollen beim Personal angemessen vertreten sein.

⁵ Der Regierungsrat fördert die Beschäftigung von Behinderten und legt diesbezüglich Grundsätze fest.

Der Gesetzestext enthält keine generischen Maskulina, sondern statt dessen Paarformen (z.B. *Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter*), Neutralisierungen (z.B. *Universitätsangehörige*, *Behinderte*) Kollektivbezeichnungen (z.B. *Polizeikorps*, *Personal*), sexusabstrahierende Lexeme (z.B. *Person*, *Lehrkräfte*).

Der Gebrauch von Helvetismen kann nicht vorschnell als identitätsstiftend bezeichnet werden, weil die meisten von ihren Benutzerinnen und Benutzern ja gar nicht als Schweizer Besonderheiten erkannt werden. Ihre Unauffälligkeit hat unter anderem damit zu tun, dass die meisten Helvetismen aus gemeindeutschen Bestandteilen bestehen und den gängigen deutschen Wortbildungsregeln folgen und damit "verdächtig" aussehen (z.B. *sich besammeln* vs. *zusammen kommen*, *sich treffen*; *Hellraumprojektor* vs. *Tageslichtprojektor*) und zudem derart regelmässig in der schweizerischen Standardsprache vorkommen, dass kein Anlass besteht, an ihrer Allgemeingültigkeit zu zweifeln. Entsprechend einschlägige Erfahrungen mit Helvetismen zeichnen zwei Zürcher Germanisten nach:³⁶

Wir, zwei Germanisten schweizerdeutscher Muttersprache, Assistenten am Deutschen Seminar der Universität Zürich, hatten die Aufgabe, eine zufällig ausgewählte Ausgabe der "Neuen Zürcher Zeitung", es war die vom 27. August 1997, nach Helvetismen zu durchforsten, nach Wortgut und grammatischen Besonderheiten also, die nur in Texten

³⁶Peter Bichsel: Wenn es nachtet. In: NZZ Folio. Die Zeitschrift der Neuen Zürcher Zeitung. Nr. 10, 1998, 46-49.

schweizerischer Herkunft verwendet werden und dort üblich sind. Die NZZ als im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitete Zeitung sollte Gewähr bieten, dass die Texte den Ansprüchen der Hochsprache genügen.

Das Resultat war insofern interessant, als wir nur einen kleinen Teil der Helvetismen überhaupt erkannten. Im Wirtschaftsteil fanden wir immerhin den Verwaltungsratspräsidenten, von dem wir wussten, dass er in Deutschland³⁷ Aufsichtsratsvorsitzender heisst; es war von den Konsumenten die Rede, die in Deutschland als Verbraucher bezeichnet werden; im Impressum waren die Redaktoren verzeichnet, die man in Deutschland als Redakteure kennt. Und wir stiessen auf die Adjektivbildung von Zürich, nämlich Zürcher, bei der uns unweigerlich jene in den Sinn kamen, die ihre Herkunft jeweils gleich auf dem Tablett präsentieren, wenn sie vom Züricher See sprechen, oder im Bestreben, eine Sympathiekundgebung der gebildeten Art zu formulieren, versichern, sie würden neben der "FAZ" regelmässig die "Neue Züricher" lesen.

(...) Wir staunten nicht schlecht, als die aus Deutschland stammende Lehrstuhlinhaberin uns auf fünf bis sieben Helvetismen pro Zeitungsseite aufmerksam machte, darunter *allfällig, amten, innert, Leibchen, parkieren* oder *zurzeit*.

Eher als Helvetismen dürften jene Lexeme erkannt werden, deren mundartliche Herkunft formal - etwa wegen des alemannischen *-li*-Diminutivs - offenkundig ist (*Rüebli* vs. *Karotte*, *Gipfeli* vs. *Hörnchen*) oder die aus einer anderen Landessprache stammen (*Billett* vs. *Fahrkarte*, *Perron* vs. *Bahnsteig*, *Velo* vs. *Fahrrad*). Fremdwörter, die nicht aus einer der Landessprachen stammen, dürften dagegen weniger als Helvetismen ins Bewusstsein kommen (vgl. *Penalty*, *Goalie*, *Corner*, *Konsument*, *Traktandum*, *Helikopter* vs. *Strafstoss*, *Torhüter*, *Eckball*, *Verbraucher*, *Tagungsordnungspunkt*, *Hubschrauber*).

Bei Lexemen mit bekannten Alternativen kann einerseits eine gewisse Unsicherheit darüber bestehen, ob diese überhaupt uneingeschränkt in der Standardsprache zu gebrauchen seien. Ein alltagsweltliches Bewusstsein dafür, dass es mehrere "richtige" Formen geben könnte, kann nicht einfach vorausgesetzt werden. Nicht auszuschliessen ist nämlich einerseits, dass einige Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer dem Eigenen misstrauen und der "fremden" Variante aus Angst, Fehler zu machen, den Vorzug geben, nur um sicher nicht in den Verruf zu geraten, Dialekt nicht von Standardsprache unterscheiden zu können. Andererseits sind wohl für viele Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer die jeweiligen Alternativen (die dann ja zwangsläufig Austriazismen resp. Teutonismen sind) gerade deshalb unbefriedigend, weil diese "zu" deutsch (z.B. *Sahne*) oder "zu" österreichisch (*Schlagobers*) empfunden werden könnten. Der schweizerischen und - wie es sich bei den angeführten Beispielen mit eigentlichem Schibboleth-Status zeigt - auch süddeutschen

³⁷Als Orientierungspunkt wird in der Schweiz immer die bundesdeutsche Variante gewählt, die damit den Status der "korrekten" Form bekommt. Der Sprachgebrauch Österreichs wird meiner Erfahrung nach am ehesten dann herangezogen, wenn gezeigt werden soll, dass auch andere Deutschsprachige sich Besonderheiten "leisten"; vgl. dazu von Polenz (1999:416).

Variante (*Rahm*) kommt dann immerhin der Bonus des Vertrauten zu.³⁸

2.3 Helvetismen, Dialektalismen? Zur Abgrenzungsproblematik und zur stilistischen Funktionalisierung

Der Wortschatz erweist sich nun, was die Zugehörigkeit einzelner Lexeme zu verschiedenen nationalen Varietäten betrifft, als äusserst flexibel und in dauernder Veränderung begriffen.³⁹ Was heute als Teutonismus oder als Austriazismus gilt, kann morgen den Status eines konnotationsfreien gemeindeutschen Lexems haben. Gerade wegen der alltäglich gewordenen Kontakte mit den anderen (Standard)-Varietäten über die Medien kann nicht ausgeschlossen werden, dass sich Gebrauchsgewohnheiten ändern. Das mag ein Beispiel aus der aktuellen Werbung in den Printmedien illustrieren, wo für Schokolade mit der Schlagzeile *Wir schieben euch den Riegel.* geworben wird. Die idiomatische Wendung (*einer Sache*) *einen Riegel (vor)schieben, vorlegen* ('jemanden zum Aufhören veranlassen, etwas beenden') soll nun offensichtlich wörtlich und übertragen verstanden werden: Die beworbene Schokolade schiebt dem Hunger einen Riegel vor, auf die Schokolade selbst wird mit "nicht-helvetischem" *Riegel* (vgl. *Schokolade-Riegel*) Bezug genommen (in der Schweiz ist *Schokoladestängel* üblich). Dass man mit einem solchen Wortspiel das "Risiko" eines Teutonismus oder Austriazismus in Kauf nimmt, könnte ein Indiz dafür sein, dass man in der Werbung nicht nur von der Kenntnis dieses Lexems ausgeht, sondern überdies mit einer gewissen toleranten Annäherung der nationalen Standard-Vokabularien rechnet. Es darf allerdings nicht übersehen werden, dass trotz grenzüberschreitenden Begegnungen und optimalem medialem Kontakt die Bildung neuer Helvetismen keineswegs ausgeschlossen ist: Selbst Begriffe für "Neues" sind nicht zwangsläufig gemeindeutsch (vgl. oben *Hellraumprojektor, snöben* salopp für 'Snowboard fahren').

Die Grenzen zwischen Helvetismen und Dialektalismen sind von der Natur der Sache her fließend: was heute (noch) Dialekt ist, kann durch immer häufigeren Gebrauch in der

³⁸Zum Gebrauch von Helvetismen in der Literatur vgl. z.B. Schenker (1969). Ob Schweizer Autorinnen und Autoren Helvetismen bewusst zu vermeiden versuchen, wie dies Ammon (1995) in Erwägung zieht, bleibt zu untersuchen.

³⁹Die für das Funktionieren der Sprache unabdingbare Flexibilität des Wortschatzes ist gleichzeitig Ursache für die praktischen Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man das Lexikon einer Sprache explizit normieren will. Für die schweizerische Standardvarietät gibt es weder eine Liste mit positiv sanktionierten Helvetismen, noch etwa eine Weisung von der Art, dass der im DUDEN verzeichnete Wortschatz verbindlich wäre. Für die Schule gibt es die Wörterbücher von Bigler u.a. (1987) und Plickat u.a. (1997), die aber bloss den Status von Orientierungshilfen haben. Das Schweizerische Idiotikon (1881ff.) ist als wissenschaftliches Dialektwörterbuch konzipiert.

Standardsprache schliesslich zu deren legitimem Bestandteil werden. Nicht nur das ohnehin beschränkte Inventar von knapp eintausend Helvetismen, das etwa vom DUDEN Wörterbuch ausgewiesen wird (und damit weniger als einem Prozent des verzeichneten Wortschatzes entspricht⁴⁰) ist deshalb nicht mehr als eine blosser Annäherung an den Gesamtbestand,⁴¹ sondern ebenso die weit umfangreichere Sammlung schweizerischer Besonderheiten, die Meyer (1989:23) zusammenträgt, der in seinem Wörterbuch eine Grenzziehung vorschlägt, die das Kontinuum zwischen "normalen" Helvetismen und "mundartnahen Lexemen" in zwei Kategorien aufteilt, wobei die Lexeme, die die Markierung "mundartnah" erhalten, offenbar (noch) nicht als standardsprachlich gelten, obwohl sie "zum einigermaßen festen Bestand des Schweizerhochdeutschen gehör[en], ohne doch als (schweizerisch-)normalsprachlich zu gelten."

Die diffusen Grenzbereiche zwischen dem, was in der schweizerischen Standardsprache "erlaubt" ist und dem, was als zu dialektal nicht toleriert ist, lassen ein stilistisches Spiel- und Experimentierfeld entstehen, das ästhetisch genutzt werden kann. "Zu" mundartliche Wendungen und Lexeme provozieren einen metaphorischen Wechsel, der für stilistische Effekte eingesetzt werden kann. Der Verstoss kann mit Anführungszeichen als solcher markiert werden, ihn damit offen anzeigen und ihn den negativen Sanktionen entziehen, die bei ungenügender Kenntnis der Standardsprache erwartet werden können. Andererseits gibt es in der Schweiz eine lange Tradition, einen derartigen Bruch literarisch einzusetzen - von Jeremias Gotthelf über Friedrich Glauser bis zu Tim Krohn, die mit dem Mittel der Grenzüberschreitungen zum Dialekt eigenwillige Kunstsprachen schaffen - Bichsel schreibt in bezug auf Gotthelf von "schlaumeierlicher Kunstsprache".⁴² Der nachfolgende Ausschnitt aus dem Roman von Tim Krohn⁴³ gibt einen Eindruck einer derartigen ästhetisierten Schreibsprache, die nicht bloss bei der Integration von Dialektwörtern (hier aus dem Dialekt von Glarus) bleibt, sondern sogar morphologische und lautliche Besonderheiten des Dialekts in die Schriftsprache integriert:

Da war es das erste Mal, dass der Melk einfach dastand und "Nei" sagte. Er sig nicht der Senn und nicht der Käser, die sollten selber für ihre Käs schauen, und der Nebel steige jetzt nicht mehr so gschwind, und bis der auf den Wildheuplanggen sig, heig die Sonne ihn schon tuusigmal aufgelöst, und er nähmt jetzt das Veh wie jeden Tag und bringe es zur Weid, und dernach gech er heuen, da möge der Senn grindelen wie er well.

⁴⁰Die Helvetismen haben im Duden Wörterbuch eine über hundertjährige Tradition. Bereits in der 4. Auflage von 1893 hat das Wörterbuch ein Inventar von Wörtern aufgenommen (etwa *Ammann* und *heimelig*), dessen Umfang sich von Auflage zu Auflage vergrössert hat.

⁴¹Zum Anteil von schweizerischem Sprachgut in deutschen Wörterbüchern vgl. Fenske (1973), Ris (1998).

⁴²Peter Bichsel: *Die Totaldemokraten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, 72.

⁴³Tim Krohn: *Quatemberkinder und wie das Vreneli die Gletscher brünnen machte*. Roman. Frankfurt am Main: Eichborn 1998.

sig 'sei' (Konjunktiv I); *heig* 'habe' (Konjunktiv I); *tuusigmal* 'tausend Mal'; *nähmt* 'nähme' (Konjunktiv II), *Veh* 'Vieh', *gech* 'gehe' (Konjunktiv I); *grindelen* 'trotzen'; *well* 'wolle' (Konjunktiv I)

Auch im reportierend-kommentierenden Feature-Stil, der sich seit der 68er-Zeit im Journalismus etabliert hat, wird das Mittel der mit Dialektalem angereicherten Schriftsprache überaus häufig gebraucht, um lokale und emotionale Nähe und Authentizität zu erreichen:

Seit Jahren ist der Luzerner Werner Winiger einer der **Bösesten** unter den **Schwingern**. Mit den Besten seines urtümlichen Fachs misst er sich am 2. September am berühmten Kilchberg-**Schwinget** in Zürich. [Lead]

"Sie **rutzten**, und einer **kam in die Kränze**." Mürrisch erklärt der Wirt der "Krone" in Sempach seiner ausländischen **Serviertochter**, wieso es an diesem heissen und verschlafenen Sonntagabend doch noch zu einem **Gschtürm** kommt. Zwei **Securitaswächter**, notfallmässig aufgeboten, sollen das Altstädtchen für den Verkehr sperren. Doch es ist eh kein Auto mehr unterwegs. Sie **werweissen**, ob die Musik aufspielen werde.

Es wird in Sempach keinen musikalischen Empfang geben für den "**Eidgenossen**". Vielleicht ist es besser, deswegen niemandem einen Vorwurf zu machen. Denn vor drei Jahren, beim Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest in Sitten, hatten alle fest damit gerechnet, dass sich der **Grüterürsu einen Kranz** holen würde, und die Dorfmusik und die Kutsche bereits zum voraus organisiert. Dann aber war der *Grüterürsu*, geschlagen und ausgeschieden, bereits am Samstag nach Hause gekommen.

Jetzt holt ihn der Bruder mit dem Traktor beim "**Bahnhöfli**" ab. Auf dem Ladewagen schwingt der Gefeierte die mächtige **Treichel**, die er sich aus dem **Gabentempel** in Stans geholt hat.

(aus einer Reportage im MAGAZIN 34/90)

Einerseits enthält dieser Text Lexeme aus dem (dialektal geprägten) Fachwortschatz des Schwingens (schweizerischer Nationalsport, Kampfsportart) *Schwingen*, *Schwinget* ('Wettkampfveranstaltung im Schwingen') *böser Schwinger* ('starker, gefürchteter Schwinger'), *in die Kränze kommen* ('mit einem Lorbeer-Kranz ausgezeichnet werden'), *Eidgenosse* ('jemand, der am eidgenössischen Schwingfest einen Kranz geholt hat'); dann Lexeme, die Meyer als Helvetismen ausweist wie *werweissen* 'hin und her beraten'; *Treichel* '(grosse) Kuhglocke'; *Serviertochter* 'Serviererin', *Securitaswächter* 'Wachmann der (ältesten Schweizer) Wach- und Schliessgesellschaft', *Gabentempel* ('Ausstellung der für einen Wettkampf gestifteten Preise'); überdies auch Dialekt-Lexeme wie *Gschtürm* ('Aufregung, Durcheinander'), *rutzen* ('sich prügeln, balgen') und die dialektalen Namenformen des Gasthauses "*Bahnhöfli*" (Bahnhof) und des Schwingers Urs Grüter (*der Grüterürsu* mit Definitivartikel und vorangestelltem Familiennamen vor der saloppen Form des Vornamens

*Urs*⁴⁴).

Durch die Wahl der lexikalischen Mittel, die die Grenze zum Dialekt ausreizen und überschreiten, kann der Journalist das typisch Schweizerische an diesem Volkssport besonders herausstreichen. Einige der Verstösse gegen die Standardssprache werden dabei durch Kursivschreibung und Anführungszeichen besonders ausgezeichnet, andere bleiben unmarkiert.

Die angeführten Beispiele sollten jedoch keinesfalls den falschen Eindruck erwecken, ein derartiger Schriftsprachegebrauch sei nun für die deutsche Schweiz in irgendeiner Weise typisch. Der Gebrauch von Dialektalem in der Schriftlichkeit ist hier ästhetisierend eingesetzt worden. Im Schreiballtag wissen die meisten sehr wohl zu trennen zwischen dem, was in der Schriftlichkeit "erlaubt" und "nicht erlaubt" ist. Ob die journalistische Ungezwungenheit im Umgang mit Standardsprachlichem und Nicht-Standardsprachlichem in breiten Bevölkerungskreisen das Verhältnis zur Standardsprache nachhaltig verändert, wäre zu untersuchen.⁴⁵

3. Die deutsche Standardsprache als gesprochene Sprache: *Schriftdeutsch reden*

Die Standardsprache in der deutschsprachigen Schweiz ist - wie oben ausgeführt - die unangefochtene Sprachform der Schriftlichkeit. Als gesprochene Sprache wird sie im Alltag von den meisten Schweizerinnen und Schweizern dagegen nur ausnahmsweise verwendet: Nur in solchen Konstellationen, in denen eine Kommunikation im Dialekt unmöglich wäre, wird "Schriftdeutsch geredet". Der Standardgebrauch hängt also weder vom Gesprächsthema oder vom Öffentlichkeitsgrad der Situation ab, sondern ausschliesslich von der Sprach- resp. Dialektkompetenz der an der Kommunikation Beteiligten. Im übrigen gibt es gewisse "Reservate", in denen der mündliche Standardgebrauch entweder unmarkiert oder zumindest neben dem Dialekt möglich ist. Diese werden im folgenden kurz ausgeführt.⁴⁶

⁴⁴In gewisser Weise könnten auch die Eigennamen als (Frequenz)-Helvetismen aufgefasst werden. So dürfte es sich etwa bei den Männernamen *Urs*, *Beat* und den alemannischen Kurzformen *Ueli* und *Ruedi* sowie den Frauennamen *Vreni*, *Trudi* um typisch schweizerische Namen handeln. Französische Namen wie *René*, *André*, *Roger*, *Marie-Louise*, *Antoinette* und italienische Namen wie *Guido* sind in der Schweiz frequenter. Was allerdings die gegenwärtigen Spitzenreiter in der Namengebung betrifft, so dürften sich internationale Tendenzen abzeichnen (vgl. die länderübergreifende Beliebtheit von *Stefanie* oder *Kevin*).

⁴⁵Sieber (1998) kann feststellen, dass sich in der Schriftlichkeit in den letzten Jahrzehnten eine zunehmende Orientierung an der Mündlichkeit feststellen lässt, die dann den Gebrauch von Dialektalem nur begünstigen dürfte.

⁴⁶Zu einer umfassenden Darstellung vgl. Schwarzenbach (1969).

3.1 Die gesprochene Standardsprache in der Schule

Die Schule ist jener Ort, an dem die Standardsprache offiziell instruiert wird und die Kinder angehalten werden, die Standardsprache nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich zu gebrauchen.⁴⁷ Was als Unterrichtssprache zu gelten hat und wie die Schule mit den beiden Sprachformen umgehen soll, ist nur ausnahmsweise in allgemeinen und einklagbaren Unterrichtsgesetzen formuliert. Der Wille der Behörden äussert sich eher in Weisungen und in den Lehrplänen selbst, die auf die Spezifik des Nebeneinanders von Dialekt und Standardsprache in der Schule eingehen (und als solche natürlich das deutlichste Indiz dafür sind, dass der schulische Sprachformengebrauch einer Regelung bedarf, die nicht "selbstverständlich", sondern in einem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess begriffen ist).⁴⁸

Die nachfolgenden Weisungen zeigen, dass beiden Sprachformen im Unterricht Rechnung getragen werden soll:

Weisungen für den Gebrauch von Mundart und Standardsprache in der Volksschule
Allgemeine Weisungen

- a) Ziel der muttersprachlichen Bildung ist der Erwerb einer ausreichenden und angemessenen Sprachkompetenz in der Mundart und Standardsprache.
- b) Beide Sprachformen sind im Unterricht bewusst und gezielt einzusetzen.
- c) Die Kompetenz in der Standardsprache muss organisch wachsen. Das Bemühen um eine möglichst korrekte Standardsprache darf das lebendige Sprechen und Schreiben nicht hindern.

Besondere Weisungen

- a) Schon in der 1. Klasse der Primarschule ist immer wieder die Standardsprache zu gebrauchen.
- b) Von der 2. Primarklasse an ist vom Lehrer und nach Möglichkeit auch vom Schüler die Standardsprache zu verwenden.
- c) Die Mundart kann verwendet werden
 - bei Gruppen- und Partnerarbeit
 - bei Lehrausgängen
 - im Turnunterricht
 - in der Handarbeit, Hauswirtschaft und im Werken
 - in den musischen Fächern.

(Lehrpläne für die Orientierungsstufe. Deutsch Sekundarschule. Innerschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz. Hg. Zentralschweizerischer Beratungsdienst für Schulfragen, Luzern 1986. S. I).

In den Zielsetzungen für den (Deutsch-)Unterricht wird diesen Weisungen wie folgt

⁴⁷Zum Erwerb der mündlichen Standardsprache in der Schweiz vgl. Schneider (1998).

⁴⁸Zu den institutionellen Vorgaben der Sprachformenwahl, die sich offenbar geändert haben, weil früher mit Sprache und Muttersprache im Unterricht relativ selbstverständlich die Standardsprache gemeint war, vgl. Sieber/Sitta (1986: 39ff.).

Rechnung getragen:

Lehrplan Deutsch für die Primarschule

- Richtziele:

Er (der Schüler) ist sich bewusst, dass die gesprochene Sprache das wichtigste Verständigungsmittel ist; er zeigt sich deshalb bereit (...) sich um ein fließendes, deutliches Sprechen in Mundart und Standardsprache zu bemühen.

- Umsetzung im Unterricht

Die sogenannte Standardsprache ermöglicht die relativ leichte und klare Verständigung unter allen Deutschsprechenden. Sie ist auch unsere gemeinsame Kultur-, Wissenschafts- und Wirtschaftssprache. Fremdsprachige müssen sich auf eine gemeinsame deutsche Standardsprache verlassen können.

Damit die Vertrautheit mit der Standardsprache genügend gefördert wird, ist sie im Unterricht möglichst vielfältig einzusetzen.

Die Standardsprache ist nicht als Fremdsprache aufzufassen, Mundart und Standardsprache ergänzen einander. Der Schüler soll erfahren, dass die Standardsprache natürliche Umgangssprache sein kann (wie die Mundart).

Damit der Schüler ein unverkrampftes Verhältnis zur Standardsprache bekommt, sind auch Dialoge, Rollenspiele usw. einzusetzen. Dabei sollen die Schüler das einbringen dürfen, was ihnen an Standardsprachlichem ausserhalb der Schule begegnet (Radio, Fernsehen, Reklamen, Comics usw.).

Neben der intensiven Pflege der Standardsprache muss aber auch die Mundart zu ihrem Recht kommen; beide Ausformungen der deutschen Sprache haben ihre eigenen Möglichkeiten und Grenzen und spiegeln eigene geistige Welten mit zum Teil anderen Einstellungen, Verhaltens- und Denkweisen.

Die Schule soll Verständnis für die Vielfalt der schweizerischen Dialektlandschaft und für die Charakteristika der einzelnen Mundarten in Vokabular und Tonfall wecken.

Lehrplan für die Primarschule. Deutsch. Innerschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz. Hg. Zentralschweizerischer Beratungsdienst für Schulfragen. Luzern 1989, S.9.

In der schulischen Praxis kann nun also keineswegs von einem durchgehenden Standardgebrauch ausgegangen werden, was mit der Einbettung der Schule in eine diglossisch organisierte Sprachumgebung und den damit verbundenen Verwendungen und Wertungen der beiden Sprachformen zu tun hat. Sieber/Sitta (1986:170) können aufgrund einer umfassenden empirischen Untersuchung im Raum Zürich/Ostschweiz den tatsächlichen Gebrauch des Dialekts in der Schule - der Standardgebrauch ist entsprechend "komplementär distribuiert" - durch folgende Merkmale charakterisieren:

- Grundsätzlich ist die Mundart die 'Sprache der Freizeit', Standardsprache die 'Sprache der Arbeitszeit' in der Schule, d.h. die Mundart bestimmt die Kommunikation in den Pausen, vor Beginn und nach dem Ende des Unterrichts und in informellen Situationen ausserhalb des Unterrichts. Das gilt für alle an der schulischen Kommunikation Beteiligten, d.h. für den Verkehr der Schüler miteinander, der Schüler mit den Lehrern und der Lehrer miteinander. Demgegenüber ist die Standardsprache für die eigentlichen Lektionen reserviert.
- Innerhalb der schulischen Arbeit gibt es Fächer, in denen fast nur Mundart gesprochen

wird (und zwar sowohl von den Schülern miteinander als auch im Verkehr von Schülern mit dem Lehrer), und andere, in denen grundsätzlich Standardsprache gesprochen wird. Zur ersten Gruppe gehören mit systemimmanenter Regelmäßigkeit Zeichen/Werke, Musik, Turnen, mit weniger deutlicher Regelmäßigkeit Lebenskunde, Religion, Handarbeit/Hauswirtschaft, gelegentlich auch freiwillig gewählte Fächer (unterschiedlicher inhaltlicher Ausrichtung), zur zweiten Gruppe gehören die eigentlichen Sachfächer.

- Im Unterricht aller Fächer gibt es Phasen (unterschiedlicher Länge) und Situationen (unterschiedlicher Prägung), in denen Mundart gesprochen wird. So liegt Mundart nahe bei Beziehungshaften oder in Situationen der Spontaneität wie der Unsicherheit; Standardsprache ist dagegen die Sprache der formellen Situation oder der Planung.

Die schulische Verteilung der beiden Sprachformen Dialekt und Standardsprache macht deutlich, dass die Standardsprache in Deutschschweizer Schulen keinen leichten Stand hat, wenn es darum geht, diese - wie in den Lehrplänen vorgesehen - als "natürliche Umgangssprache" kennenzulernen. Obwohl die Lehrerinnen und Lehrer nämlich über die Formulierung von Unterrichtszielen dazu angehalten werden, den Kindern und Jugendlichen zu einem unverkrampften Verhältnis mit der Standardsprache zu verhelfen, zeigt die von Sieber/Sitta dokumentierte Schulpraxis, dass der Gebrauch der Standardsprache an höchst formelle schulische Situationen gebunden ist - was in den obigen Weisungen unterstützt wird - und die Schüler und Schülerinnen werden zudem die Erfahrung machen, dass die Standardsprache meistens mit den promotionsrelevanten Schulfächern einhergeht, was einem lockeren Verhältnis zu dieser Sprachform ebenfalls nicht besonders förderlich sein dürfte. Es erstaunt in diesem Zusammenhang kaum, dass bei Kindern im Vorschulalter eine positivere Einstellung gegenüber der Standardsprache festgestellt werden kann als in der Primarschule, was Häcki Buhofer u.a. (1994) zusätzlich dem medialen Wandel von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit zuschreiben.

3.2 Die gesprochene Standardsprache in Politik und Öffentlichkeit

Für die Ratsverhandlungen wird im eidgenössischen Parlament Standardsprache verwendet, was sich aus der mehrsprachigen Zusammensetzung des Gremiums von selbst versteht. Standardsprache wird in politischen Arbeitsgruppen und Kommissionen auch resp. nur dann gesprochen, wenn nicht alle Beteiligten Dialektkompetenz haben. In den Parlamenten auf kantonaler und kommunaler Ebene gibt es unterschiedliche Regelungen und Gewohnheiten, die bei Schwarzenbach (1969) in einem Überblick ausgeführt werden. Derartige Regelungen sind nicht unangefochten, sondern können - wie das folgende Beispiel zeigt - durchaus Anlass zu Diskussionen geben. So lautet etwa die Motion (der Antrag auf einen Gesetzesentwurf) eines Parlamentariers aus der kommunalen Stadtluzerner Legislative aus dem Jahre 1986 wie folgt:

Der Stadtrat wird beauftragt, das Geschäftsreglement des Grossen Stadtrates dahin zu

ändern, dass das Hochdeutsche bei den Ratsverhandlungen vorgeschrieben wird. Daraus lässt sich schliessen, dass in diesem Parlament zum fraglichen Zeitpunkt zumindest teilweise Dialekt gesprochen wird, was beim Motionär nicht auf Gegenliebe stösst. Mit den Argumenten, die Standardsprache garantiere die Verbindung zu den übrigen Landesteilen (!), die Anwendung der Standardsprache wirke dem zunehmenden Kompetenzverlust in der Beherrschung der mündlichen und schriftlichen Standardsprache entgegen und die Standardsprache sei schliesslich auch deswegen angebracht, "um die Würde des Hauses zu wahren", plädiert er für die Festschreibung der Standardsprache als verbindlicher Verhandlungssprache im Gemeindeparlament. Die Motion trifft im Rat nicht auf Einmütigkeit, sondern es entzündet sich eine erbitterte Diskussion zwischen jenen, die keine Verbindlichkeit, sondern den Sprachformengebrauch frei stellen möchten und jenen, die vor allem aus kulturpolitischen Gründen den Motionär unterstützen. Auf eine verbindliche Regelung im Geschäftsreglement ist in der Folge verzichtet worden; zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist es so, dass das gesamte Parlament und die Stadtregierung dann Standardsprache sprechen, wenn Gäste den Verhandlungen folgen, bei denen Dialektverstehen nicht vorausgesetzt werden kann. Im übrigen ist es so, dass die Stadtregierung ihre Voten in Standarddeutsch vorbringt, die Politikerinnen und Politiker des mittleren und rechten Parteienspektrums ebenfalls, während Angehörige des linken Spektrums Dialekt sprechen. Der ideologisch symptomhafte "Nach-68er-Dialekt-/Standardgebrauch" - Dialekt als Sprachform der Progressiven - wird jedoch gelegentlich von den Standardsprechenden aufgebrochen, und zwar wenn es um die Formulierung unvorbereiteter, spontaner Voten geht. Was den Sprachformengebrauch der Politik im weitesten Sinne betrifft, so sind in der öffentlichen Rede Standardsprache und Dialekt möglich, wobei Schwarzenbach (1986) etwa für die Bundesfeier-Reden nachweisen kann, dass sich der Sprachformengebrauch in den letzten Jahrzehnten deutlich zugunsten des Dialekts verschoben hat. Standardsprache ist aber zumindest nicht ausgeschlossen.

3.3 Die gesprochene Standardsprache im Militär

Für eine ausführliche Darstellung des Sprachformengebrauch im Militär konsultiere man die Ausführungen bei Schwarzenbach (1969), worauf sich auch die nachfolgenden Bemerkungen stützen. Bei der schweizerischen Milizarmee, für die alle wehrfähigen zwanzigjährigen Männer rekrutiert werden, ist "nicht anders als im Arbeitsleben des Alltags (...) die Mundart selbstverständliche Sprachform des Umgangs, der Anweisungen und Erklärungen" (Schwarzenbach 1969:317). Wenn sich Vorgesetzte an die Truppe wenden und frei sprechen, ist der meistens verwendete Dialekt nicht einfach als unreflektierter Sprachformengebrauch der Offiziere einzustufen, sondern der Dialekt ist in militärischen Richtlinien ausdrücklich für derartige Sprechansätze vorgesehen, damit sich die Soldaten "ungezwungen fühlen können"

(Schwarzenbach 1969:321). Allerdings wird der militärische Sprachalltag auch durch zahlreiche Formeln bestimmt, die Meldungen und Kommandos beinhalten. Sowohl was die Meldungen (z.B. *Alte Wache abtreten, Neue Wache patrouillieren*) als auch die Kommandos (*In Stellung, Kompanie Sammlung*) betrifft, so sind diese reglementarisch in Standarddeutsch festgelegt. Was nun ihre tatsächliche Realisierung betrifft, stellt Schwarzenbach (1969:318f.) das folgende fest:

Die meisten Formeln lassen sich ganz oder in Teilen wechselweise in beiden Sprachformen fassen. Das führt dann zu einer oft kurios anmutenden Mischung: manchmal ganz dem Zufall oder einer spielerischen Freude an der Abwechslung überlassen, meist aber Ausdruck eines bestimmten Stilwillens. (...) Gerade diese bekannte, dem Rekruten nach den ersten Tagen schon so vertraute Gewohnheit, derlei Formeln je nach Situation die nötige Rasse oder die gerade noch tolerierte Lässigkeit zukommen zu lassen, äussert sich nicht selten in einem Wechsel zwischen mundartlich-ungezwungener und hochdeutsch-formeller Lautung.

Der Sprachformengebrauch ändert sich in solchen Truppen entscheidend, in denen Armeeangehörige mit verschiedenen Landessprachen Dienst leisten. Die Standardsprache wird dann zur "normalen" Sprachform des offiziellen militärischen Dienstes; die Soldaten selbst werden untereinander - nicht anders als im aussermilitärischen Bereich - die akzeptablen Codes aushandeln, die eine gegenseitige Verständigung erlauben.

3.4 Die gesprochene Standardsprache in der Kirche

Was den Gebrauch der Sprachformen Dialekt und Standard in den Schweizer Kirchen betrifft, so dürfte es selten eine katholische oder reformierte Zeremonie geben, in der gar keine Standardsprache vorkommt, aber häufiger eine solche, in der kein Dialekt vorkommt. Der Gebrauch der Standardsprache in der Kirche kann nach wie vor als unmarkiert bezeichnet werden, obwohl nicht zu übersehen ist, dass der Dialekt an Bedeutung gewinnt und von einigen Pfarrerinnen und Pfarrern - wie die Umfrage von Rügger u.a. (1996) ergeben hat - im Gottesdienst benutzt wird. Neben individuellen Präferenzen der 36 Befragten aus dem Kanton Baselland zeigt sich, dass die Sprachformenverwendung von der Art des Gottesdienstes und vom Ritualitätsgrad des liturgischen Elementes abhängt:

Sprachformenwahl im Sonntagsgottesdienst:

liturgisches Element	in Standard	in Mundart
Unservater-Gebet	36	1
Text-Lesungen	35	3
Segen	31	6

Gebet	22	16
Predigt	20	17
Begrüssung	21	18
Anzeigen	18	20

Nach Rügger u.a. (1996:110)

Sprachformenwahl im Familien- und Abendgottesdienst:

liturgisches Element	in Standard	in Mundart
Text-Lesungen	14	5
Unservater-Gebet	9	5
Segen	9	11
Gebet	6	14
Begrüssung	6	15
Predigt	5	15
Anzeigen	5	15

Nach Rügger u.a. (1996:111)

Dass Dialekt in der Kirche überhaupt möglich (geworden) ist, ist nicht isoliert zu sehen von allgemeinen gesellschaftlichen Tendenzen einerseits und der gesellschaftlichen Bedeutung der Diglossie andererseits. In der Kirche ist wie in anderen Bereichen eine zunehmende Informalisierung festzustellen; zudem wird heute zwischen den Gläubigen und ihren Seelsorgerinnen und Seelsorgern ein gleichberechtigtes Verhältnis angestrebt, das die Distanz zwischen Laien und der Kirche eher ab- als aufbauen will. Dass ein solches Verhältnis im schweizerischen Kontext eher mit der Alltagssprache und damit mit dem Dialekt symbolisiert wird, versteht sich vor dem Hintergrund der spezifisch schweizerischen Diglossie von selbst. Nicht zu unterschätzen ist wohl auch die gestalterische Kraft der beiden Sprachformen: Das Codeswitching zwischen den Sprachformen kann dazu verwendet werden, die liturgischen Teile deutlich voneinander abzuheben. Welche Teile dann standardsprachlich, welche dialektal sind, steht in einem direkten Zusammenhang mit der metaphorischen Bedeutung der Sprachformen.

3.5 Die gesprochene Standardsprache in den Medien

Ein spezifisches Nebeneinander von Standardsprache und Dialekt ist in den mündlichen Medien anzutreffen. Im Gegensatz zum Alltag ist hier nämlich durchaus gesprochene Standardsprache anzutreffen. Die sehr umfassende Untersuchung von Ramseier (1988) zum Gebrauch der Sprachformen im Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz - die bisher noch keine entsprechend ausführliche Paralleluntersuchung zu den Verhältnissen im Fernsehen angeregt hat⁴⁹ - zeigt auf, wie vielschichtig die Faktoren sind, die die Wahl der Sprachform regeln. Das wird auch in den Empfehlungen deutlich, die die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Radio und Fernsehen DRS zum Sprachformengebrauch von Seiten der Direktion erhalten:⁵⁰

Die Faktoren, die man bei der Wahl der Sprachform zu berücksichtigen hat, sind vielfältig und im Einzelfall oft widersprüchlich. "Patentlösungen" sind oft fraglich. Individuellen, pragmatischen Entscheiden ist der Vorzug zu geben.

Empfehlung für die Mundart:

- Wenn Hörerbindung in besonderem Masse erreicht werden will (z.B. im Wettbewerb mit Lokalmedien, die ähnliche Programme produzieren)
- Sendungen mit dialogischen Formen, in denen vor allem Hörer oder Zuschauer zu Wort kommen.
- Sendungen für Vorschulkinder (4-7 Jahre)
- Sendungen mit subregionalem Inhalt (Information, Kultur, Unterhaltung)

Empfehlung für die Hochsprache:

- Sendungen von überregionalem Interesse; Sendungen, die der Verständigung zwischen den Schweizer Sprachregionen dienen.
- Beiträge, die sich für einen Kulturaustausch über die Landesgrenzen hinaus eignen.
- Informationen, die sich eindeutig nicht nur an Deutschschweizer richten, z.B. Verkehrshinweise.

Einerseits spiegelt der mediale Sprachformengebrauch die vorhandene Diglossie und die damit verbundenen Wertsysteme, andererseits erfolgt der Gebrauch eigenen medialen Regeln. So ist beispielsweise die Standardsprache für die Hauptnachrichten in den öffentlichen Medien quasi institutionalisiert. Bei den Privat- und Lokalsendern erlaubt man sich in jüngster Zeit einen Bruch mit dieser Tradition, deren Aufrechterhaltung in den staatlichen Medien Burger (1990:235) gerade der bisherigen Konkurrenzlosigkeit im Fernsehbereich zuschreibt, die es möglich gemacht hat, dass "traditionelle Regelungen unbesorgter beibehalten" werden konnten als beim schon längst von privaten Sendern bedrängten Radio. Das erste schweizweite private Fernsehprogramm *Tele 24*, das seit Ende 1998 auf Sendung

⁴⁹Vgl. jedoch zu Tendenzen des Dialekt-/Standardgebrauchs in den deutschschweizerischen Medien Burger (1990:215ff.).

⁵⁰Mundart und Hochdeutsch in Radio und Fernsehen DRS. Unveröff. internes Papier (1987).

ist, liest nun die Hauptnachrichten - als Novum - auf Dialekt.

In den Medien zeigt sich deutlich, dass die Sprachformenwahl durch den Stil einer Sendung bestimmt wird resp. diesen als gestalterisches Mittel mitkonstituiert. Das ist nicht nur in der Werbung nachweisbar (vgl. Christen 1985; Hemmi 1994), sondern auch etwa darin, dass in der Nachrichtensendung *10 vor 10* des Schweizer Fernsehens DRS 1, die den Zweck ihrer Sendung bezeichnenderweise mit "Infotainment" (= Information + Entertainment) etikettiert, die Standardsprache zwar zur Moderation und für Off-Kommentare eingesetzt wird, dass aber die Interviews im Studio und jene in eingeblendeten Beiträgen auf Dialekt geführt werden.

Das ist insbesondere dann auffällig, wenn aus Gründen der Aktualität dieselben Interviewpartnerinnen und -partner zu demselben Thema für die Hauptausgabe der *Tagesschau* standardsprachlich, für die Sendung *10 vor 10* dagegen mundartlich befragt werden.

Dass sich bei der Wahl der Sprachform für bestimmte Sendungen im Laufe der Zeit Veränderungen ergeben können, hat sich insbesondere bei den Sportreportagen gezeigt. Noch vor wenigen Jahren waren standardsprachliche Fussballkommentare gang und gäbe, der Dialekt wurde abgelehnt - was der Sportredaktor Renggli (1985:39) damals mit sprachlichen Gründen legitimierte:

Einige unserer Reporter und Reporterkandidaten schilderten Spiele probenhalber im Dialekt. Das ging und geht ganz gut für kürzere Sequenzen, doch bei längeren Einschaltungen schnitt die Schriftsprache stets besser ab als die Mundart; vor allem weil unser Idiom weniger direkt ist und oft den Umweg über Hilfszeitwörter nehmen muss. Der Ball war meistens schneller als der schnellste Mundartsprecher.

Was vor wenigen Jahren offensichtlich noch Experiment war, nämlich dialektale Reportagen, ist heute üblich geworden. Zudem haben sich im Sportbereich spezielle Codeswitchings etabliert, die in anderen Sendegefässen nicht zu beobachten sind: Skirennen werden beispielsweise von Fernsehmitarbeiterinnen und -mitarbeitern standardsprachlich moderiert und zusätzlich durch Fachleute aus dem Skirennensport dialektal kommentiert. Welche Entscheidungsfaktoren zu diesem eigenwilligen Codeswitching geführt haben, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Durch diesen Sprachformenwechsel können aber offensichtlich Moderation und Kommentar optimal auseinander gehalten werden.

3.6 Wer spricht eigentlich Standardsprache?

Die Eidgenössische Volkszählung 1990 (nach Werlen 1998:27) weist für die Antworten auf die Frage, welche Sprachformen die Befragten in den nachfolgend genannten Bereichen regelmässig sprechen, die folgenden Zahlen aus:

	Dialekt	Hochsprache
Familie	98,7	5,5

Beruf	92,6	36,0
Schule	85,3	69,0

Eine unmittelbare Folge des eingeschränkten Standardgebrauchs besteht also offensichtlich darin, dass nur eine Minderheit der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern täglich oder auch nur regelmässig in die Situation kommt, Standardsprache zu sprechen. Allerdings revidieren die obigen Zahlen der Volksbefragung nun auch die Alltagsmeinung, wonach die Standardsprache im Berufsleben überhaupt keine Rolle spielen würde - ein Drittel der Befragten spricht nach eigenen Aussagen im beruflichen Umfeld regelmässig Standardsprache. Werlen (1998:27) kann anhand weiterer Daten aus der Volksbefragung die folgenden Zusammenhänge feststellen: "die Verteilung der HochdeutschsprecherInnen ist sozial unterschiedlich, abhängig von der Bildung, von der Stellung im Beruf und von der Berufsart. Es zeigt sich weiter, dass in den manuellen Berufen und bei den Personen ohne Berufslehre das Hochdeutsche nur eine geringe Rolle spielt." Welchen Stellenwert die gesprochene Standardsprache im deutschschweizerischen Erwerbsleben tatsächlich hat, für welche Sprechanlässe sie in welcher Häufigkeit verwendet wird und inwiefern sich eine "soziale Schere" bezüglich des Standardsprache-Sprechens öffnet, bleibt weiterführenden Untersuchungen vorbehalten.

Nach wie vor darf wohl davon ausgegangen werden, dass die kolloquiale Alltagssprache vielen - einfach wegen "mangelnder Nachfrage" - eher abgeht: so fällt es den meisten schwer, "lockere" Standardsprache zu verwenden, weil jene Sprechanlässe, die normalerweise diesen Stil verlangen, vom Dialekt bestimmt sind, und einfach jenen Stil nachzuahmen, den man über die Medien mitbekommt, wirkt für viele affektiert und fremd.⁵¹

3.7 Besonderheiten der gesprochenen Standardsprache

Was die in Kap. 2.2 erwähnten Helvetismen betrifft, so sind diese selbstredend auch in der Mündlichkeit anzutreffen. Es ist sogar plausibel anzunehmen, dass nicht nur "Mundartnahes" (vgl. oben zur Abgrenzung von Meyer 1989) sondern auch Dialektalismen, also Elemente, die auch im schweizerischen Kontext als Abweichungen von der Standardsprache gelten, in der Mündlichkeit öfters als Fehlleistungen auf der Performanzebene auftauchen, weil wegen fehlender Routine, Standardsprache zu sprechen und wegen den besonderen mündlichen Produktionsbedingungen der automatisierte Dialekt schneller abgerufen wird und sich durch

⁵¹Haas (1986:Anmerkung 49) bemerkt zum Fehlen des "richtigen Tons" bei Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern, die auf hochdeutsch ein Bier bestellen wollten, dass der eigentliche Mangel im fehlenden Selbstvertrauen, nämlich darin bestünde, zum eigenen Ton stehen zu können.

Interferenzen in der Standardsprache bemerkbar macht.⁵²

Im folgenden werden wir uns aber ausschliesslich der Frage der Aussprache der Standardsprache zuwenden und uns auch hier fragen, ob es Helvetismen - hier also Aussprache-Helvetismen - gibt.

Während für die Schriftlichkeit das "Orthographische Wörterbuch" von Konrad Duden unangefochten ist, hat sich für die Mündlichkeit trotz durchaus vorhandener Kodifizierungen etwa durch Duden (1990) und Siebs (1969) nie eine bestimmte Aussprache als "vorbildlich" oder "richtig" etablieren können. Die verschiedenen endonormativen "Binnenkodices", die im Laufe der Zeit für die schweizerische Aussprache des Standarddeutschen entstanden sind, sieht Ammon (1995) mehr als Zugeständnisse aufgrund der Lernschwierigkeiten, die die dialektsprechenden Schweizerinnen und Schweizer beim mündlichen Gebrauch der Standardsprache hätten, denn als eigentliche Zielgrössen. Wichtig zu sehen ist auf jeden Fall, dass weder der Wegleitung von Boesch (1957), die die Schweizerische Siebs-Kommission unter Anregung des damaligen Radios, des "Schweizerischen Landessender Beromünster", in Auftrag gegeben hat, noch deren Nachfolgeschriften (Burri u.a. 1995) je ein offizieller Status zugewiesen worden ist. Das liegt einerseits an der besonderen Schwierigkeit einer Normierung des mündlichen Sprachgebrauchs überhaupt, andererseits an der fehlenden Einigkeit darüber, wie eine schweizerische Varietät des Standarddeutschen auf der Lautebene auszusehen und wie sie sich von den Varietäten der Nachbarländer zu unterscheiden resp. nicht zu unterscheiden habe.

Das Fehlen einer expliziten orthoepischen Norm der schweizerischen Standardsprache ist aber keineswegs gleichbedeutend mit einem Fehlen jeglicher mündlicher Aussprachenormen.

Wie Meyer (1989:25) zutreffend feststellt,

gibt es keine allgemeine, als vorbildlich und verbindlich anerkannte schweizerische Aussprache des Standarddeutschen. Es besteht vielmehr ein offenes Feld zwischen folgenden Grenzen:

- auf der einen Seite die (binnen)deutsche Standardaussprache, die zu stark nach der norddeutschen Aussprache der (Bundesrepublik und der DDR) ausgerichtet ist, als dass sie ohne weiteres von der Schweiz (und Österreich) übernommen werden könnte, die aber - beim Fehlen einer eigenen Norm - dennoch einen spürbaren Einfluss ausübt.
- auf der anderen Seite die Grenzen dessen, was (an oberdeutsch-alemannischen Sprachgewohnheiten) heute allgemein als in der Standardsprache nicht (mehr) erlaubt gilt: etwa *k* als *kch*, inlautendes *sp*, *st* als *schp*, *scht*, Assimilationen wie *Apfokat* (Advokat) *mipmachen*, Übergangslaute: *Männlein* usw.

Wichtig an diesen Feststellung ist die Tatsache, dass es einen Spielraum akzeptierter gesprochener Standardsprache gibt, einen Spielraum, der zweifellos von verschiedenen aussersprachlichen Faktoren abhängt und zeitlichen Veränderungen unterworfen ist.

3.7.1 Professionelle Sprecherinnen und Sprecher

⁵²Vgl. Christen (im Ersch. b).

Professionelle Schauspielerinnen und Schauspieler aus der deutschsprachigen Schweiz unterscheiden sich selbstverständlich in ihrer Sprechkompetenz nicht von ihren Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland und Österreich. Wenn es von den literarischen Vorgaben oder den Drehbüchern verlangt wird, so sprechen sie jenes (natürlich ebenfalls zeitlichen Veränderungen unterworfenen) Bühnendeutsch, das keine räumliche Einordnung erlaubt.⁵³ Was die professionellen Sprecherinnen und Sprecher in den mündlichen Medien betrifft, sieht nun die Sachlage erheblich anders aus. Man befürchtet bei den Medien, dass ein "zu deutsches" Deutsch den positiven Bezug zum Publikum gefährden und das Identifikationspotential mit den Schweizern Medien vermindern könnte. Medieninterne Empfehlungen der folgenden Art sollen nun den Hochseilakt zwischen zu dialektalnaher und zu deutscher Standardaussprache ermöglichen (alle Beispiele aus Burri u.a. 1995):

Unsere Dialekte haben ganz unterschiedliche Färbungen der a-Laute. Sie werden sehr hell gesprochen und klingen wie ä oder sehr dunkel und klingen dann eher wie o. Wird Standarddeutsch gesprochen, dürfen die a-Laute nicht nach ä oder o klingen. (19).

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS haben - gemäss geltender Regelung - jedoch bei der Variante [-Ik] zu bleiben, weil diese von den Mundarten und vom Schriftbild unterstützt wird, und weil die Variante mit dem Ich-Laut vielen Schweizerinnen und Schweizern gegen den Strich geht. (...) Eine Ausnahme bildet der Vortrag von fiktionalen Texten durch ausgebildete Sprecher und Sprecherinnen. (25)

Bei nachlässiger Artikulation werden die r-Laute in vielen dieser Positionen durch einen a-ähnlichen Laut ersetzt (vokalisiertes r); das ist bei vielen Deutschen zu hören und darf nicht nachgeahmt werden. (26)

Das Französische ist in unsern Schulen die erste Fremdsprache. Das wirkt sich bei Deutschschweizerinnen und -schweizern auf die Betonung der aus dem Französischen übernommenen Wörter aus. Im Gegensatz zur schroffen Endbetonung in Deutschland sprechen wir diese Wörter "schwebend", d.h. mit ausgeglichenem Druckakzent. (30)

Diese Empfehlungen decken sich nun allerdings nicht mit den tatsächlichen Realisierungen der Standardsprache in den gesprochenen Medien. Die zu vermeidenden "deutschen" Auslautspirantisierungen von *-ig* und die *R*-Vokalisierungen kann Werlen (im Ersch.) bei Nachrichtensprecherinnen und -sprechern - zwar in unterschiedlichem quantitativem Ausmass und abhängig von der lautlichen Umgebung - nämlich durchaus nachweisen. Diese und weitere Eigenheiten "deutscher" Standardaussprache wie etwa das stimmhafte *s* sind auch am Schweizer Fernsehen zu hören. Die beträchtliche Spannbreite dessen, was im Moment an schweizerischer Standardlautung "medientauglich" zu sein scheint, ist zum gegenwärtigen

⁵³Dass eine dialektale Erstvarietät dem erfolgreichen Erwerb des Bühnendeutschen keineswegs hinderlich ist, beweist der gegenwärtige Träger des renommierten Ifflandringes: Der Schweizer Bruno Ganz, der diese höchste Auszeichnung für deutsche Schauspieler erhalten hat, ist in Zürich und im Zürcherdialekt aufgewachsen.

Zeitpunkt am deutlichsten bei den Wettersendungen zu verfolgen, wo sich sehr "schweizerische" Sprecher mit sehr "deutschen" Sprecherinnen⁵⁴ abwechseln, ohne dass von den Verantwortlichen offensichtlich eine Massregelung in irgendeiner Richtung erfolgen müsste, negative Reaktionen des Publikum also offensichtlich ausbleiben. Ein diachroner Vergleich mit den Aussprachegewohnheiten aus der Frühzeit des schweizerischen Radios und Fernsehens mit den heutigen könnte zeigen, ob sich der eher intuitive Eindruck bestätigt, dass sich die implizite Aussprachenorm allmählich den bundesdeutschen Konventionen, die ja über die ganze Palette an Radio- und Fernsehprogrammen rezipiert werden können, anzunähern beginnt.⁵⁵

3.7.2 Nicht-professionelle Sprecherinnen und Sprecher

Was die gesprochene Standardsprache nicht-professioneller Sprecherinnen und Sprecher betrifft, so hängt ihre Aussprache von individuellen Einstellungen und persönlichen Routinen ab, die unter anderem abhängig ist von beruflichen Anforderungen, aber auch von persönlichen Kontakten mit Menschen, die keinen Dialekt verstehen.

Man kann davon ausgehen, dass alle Sprecherinnen und Sprecher über ein persönliches Kontinuum verfügen, das durch den unterschiedlichen Aufmerksamkeitsgrad zustande kommt, der der Aussprache entgegen gebracht wird. Bei informellem, "privatem" Vorlesen aus der Zeitung sind bei vielen, die die entsprechenden Regeln "eigentlich" anwenden, velare *ch*-Laute und *kch*-Affrikaten zu hören. Auf der anderen Seite des Kontinuums können - bei einigen Sprecherinnen und Sprechern - vokalisierte *R*-Realisierungen sein, die zwar nicht den Aussprachenormen des Duden (1990) entsprechen, jedoch unter Umständen als "deutsch" und damit bei einigen deshalb als "richtig" gelten (vgl. von Flüe-Fleck/Hove 1994).

In der Regel ist es so, dass man anhand von intonatorischen und phonetischen Merkmalen die schweizerische Herkunft von Sprechenden "heraus hören" kann - was fälschlicherweise aus der Aussenperspektive oft mit Dialekt gleichgesetzt wird. Obwohl von den Schweizerinnen und Schweizern selbst Unterschiede festgemacht werden (können) zwischen solchen, die eine sehr mundartnahe und solchen, die eine Realisierung der Standardsprache haben, die sich an deutschen Vorbildern orientieren, bleiben bei den meisten bestimmte Aussprache-Eigenheiten, die offenbar leicht als schweizerisch erkannt werden. Um zu illustrieren, worin

⁵⁴Inwiefern es sich bei der auffälligen Koinzidenz von weiblichen Medienschaffenden und "deutscher" Aussprache resp. männlichen Medienschaffenden und "schweizerischer" Aussprache um einen Zufall handelt, muss hier offen bleiben.

⁵⁵Was den durch eine langsame Stimmführung und eine besondere Intonation hervorgerufenen Pathos betrifft, den Schwarzenbach (1986) in seinen Tondokumenten belegt, so kann es sich hier um eine dem damaligen Zeitgeist entsprechende Registerwahl handeln, die in den Nachbarländern genauso festzustellen ist.

solche schweizerischen Aussprache-Eigenheiten bestehen können, sei hier ein Beispiel aus von Flüe-Fleck/Hove (1994:61) übernommen. Es handelt sich um die gesprochene Standardsprache des Kabarettisten Emil, die in der Schweiz den Stellenwert einer belustigenden Parodie hat und als überzeichnet empfunden wird, weil hier Aussprache-Eigenheiten vorkommen, die heute eher "nicht mehr" toleriert sind (wie etwa die Palatalisierungen von *s* in *ischt* 'ist') und ihren Platz wohl tatsächlich nur noch im Pseudo-Hochdeutsch von Kabarettisten haben. Allerdings enthalten diese überzeichneten Kunstvarietäten in komprimierter Form Merkmale, die durch Interferenzen mit dem Dialekt bedingt sind,⁵⁶ und vereinzelt und in geringerer "Dosierung" durchaus vorkommen können.

Nach: von Flüe-Fleck/Hove (1994:61)

Als schweizerische Aussprache-Eigenheiten können im obigen Text die stimmlosen Plosive, die *k*-Affrizierungen, die velaren <*ch*>-Realisierungen, die nicht-aspirierten Plosive, die Konsonantengeminationen, die Vokalkürzen (an Stelle von Längen) und die *s*-Palatalisierungen gelten. Die im Vergleich zur Siebs-Lautung relativ geschlossenen Diphthong-Qualitäten kommen durch Interferenzen mit den lautlichen Spezifika des Luzerner Dialekt zu Stande; von Sprechenden aus unterschiedlichen Regionen können also verschiedene Realisierungsformen der Standarddiphthonge erwartet werden.⁵⁷ Der Hang zur Erstsilben-Betonung, die ebenfalls als ein charakteristisches Merkmal der gesprochenen Schweizer Standardsprache gilt (*Àbteilung* vs. *Abtèilung*), zeigt sich in diesem Ausschnitt nicht.⁵⁸

⁵⁶Da sich die Dialekte gerade auf der Lautebene deutlich voneinander unterscheiden können, sind auch in der gesprochenen Standardsprache durchaus regionale Unterschiede auszumachen (z.B. weisen verhältnismässig offene Langvokale auf Sprecherinnen und Sprecher aus der Westschweiz hin, geschlossene Kurzvokale auf solche aus bestimmten Regionen der östlichen Schweiz); vgl. Siebenhaar (1994).

⁵⁷Zur Lautgeographie der Schweizer Dialekte vgl. Sprachatlas der deutschen Schweiz (1962-1998).

⁵⁸Als Eigenheit der gesprochenen Standardsprache schweizerischer Prägung kann auch die Tendenz betrachtet werden, Fremdwörter nicht nach der Schrift "deutsch", sondern nach den Konventionen der (vermeintlichen) Spendersprache zu realisieren. So wird ein Haarshampoo mit dem pseudofremdwörtlichen Namen *Fructis*, das gleichzeitig in Deutschland und der

Diese einzelnen Aussprache-Eigenheiten sollten nun nicht vorschnell als Aussprache-Helvetismen bezeichnet werden, weil einzelne dieser Realisierungen ja durchaus auch in den gesprochenen Standardsprachen anderer deutschsprachiger Regionen bei einem Teil der Sprecherinnen und Sprecher vorkommen können (z.B. die *s*-Palatalisierung im Südwesten Deutschlands, die *k*-Affrizierung im Tirol). Das was "von aussen" als typisch schweizerischer Akzent in der Standardsprache gehört wird, ist wohl vielmehr die ganz spezifische Kombination von Aussprache-Besonderheiten. Zudem darf der Erkennungswert der "Intonations-Helvetismen" nicht unterschätzt werden, wozu etwa der - unter Umständen missverständliche - Tonanstieg am Satzende von Aussagesätzen gehört. Die Beschreibung "typisch schweizerischer" Intonation mit den Methoden der aktuellen Experimentalphonetik steht gegenwärtig allerdings noch aus.⁵⁹

Ebenso wenig wie es eine allgemeingültige schweizerische Orthoepie gibt, ebenso gibt es eine völlig einheitliche Wertung gegenüber bestimmten Aussprachevarianten: Was als affektiert gilt, ist von individuellen und sozialen Faktoren abhängig. Auf die Frage "Wie sollte ein Deutschschweizer Hochdeutsch sprechen?" erhalten Schläpfer u.a. (1991:155) von den Rekruten die folgenden Antworten:

	Häufigkeit	Prozente	Gültige Prozente
Möglichst wie ein Deutscher	333	16,8	17,2
Man darf hören, dass er Schweizer ist	1605	81,0	82,8
missing cases	44	2,2	
Total	1982	100,0	100,0

Nach: Schläpfer u.u. (1991:155)

Das Selbstbewusstsein, dass sich in dieser Einschätzung manifestiert, erstaunt nun einigermassen, wenn man die Antworten derselben Untersuchungsgruppe auf die Frage: "Sind Sie schon belächelt worden, weil Sie Hochdeutsch mit schweizerdeutscher Aussprache gesprochen haben" in Betracht zieht.

	Häufigkeit	Prozente	Gültige Prozente

Schweiz beworben wird, in den deutschen Medien als [fruktis], in den schweizerischen als [frYktis] ausgesprochen.

⁵⁹Für eine impressionistische Annäherung an die Intonation des Schweizerhochdeutschen vgl. Panizzolo (1982:42).

ja	797	40,2	40,8
nein	1156	58,3	59,2
missing cases	29	1,5	
Total	1982	100,0	100,0

Nach: Schläpfer u.a. (1991:155)

Oberflächlich sogar widersprüchliche Antworten, wenn es um die Beziehung zur gesprochenen Standardsprache geht, kann Hove (1993) feststellen. Bei den Befragten ihrer Untersuchung ist es so, dass diese die bundesdeutsche Standardsprache einerseits für besser halten, umgekehrt aber einen endonormativen Standard befürworten.⁶⁰ Nach Ansicht von von Flüe-Fleck/Hove (1994: 61f.) deuten diese Antworten

auf eine gewisse Unsicherheit der Gewährspersonen hin, die wohl für viele Schweizer zutrifft. Sie manifestiert sich in einem Schwanken zwischen Minderwertigkeitsgefühlen einerseits und einem betonten sprachlichen Selbstbewusstsein andererseits.

Inwiefern sich die durch die gesprochenen Medien alltäglich gewordenen Kontakte mit der gesprochenen informellen und formellen Standardsprache deutschen und österreichischen Zuschnitts auf die schweizerische Norm der gesprochenen Standardsprache auswirken, bleibt ebenfalls zu untersuchen. Die Annahme, dass es früher eine deutlicher von den anderen deutschsprachigen Ländern unabhängige Aussprachenorm gegeben hat, scheint nicht ganz abwegig zu sein. Die heute alltäglich gewordenen "medialen Berührungen" mit deutschen und österreichischen Standardsprachesprecherinnen und -sprechern dürften früher für die breiten Bevölkerungskreise höchst seltene Ereignisse gewesen sein. Rezeptive Hörerfahrungen waren vor der Zeit der audio-visuellen Medien wohl vor allem an Redner (selten an Rednerinnen) aus Politik, Kirche und Schule gebunden, die in bestimmten und weitgehend institutionalisierten Situationen "nach der Schrift gesprochen" haben.

4. Schluss

Die Diskussion darüber, wie "gut" oder wie "schlecht" der in der Schweiz praktizierte

⁶⁰Auf das "gestörte Verhältnis zum Hochdeutschsprechen" geht auch Niederhauser (1998) ein, der das erwiesenermassen gelassenes Verhältnis von Friedrich Dürrenmatt zur Aussprache des Standarddeutschen zur Beherrigung empfiehlt: "Wenn ich Deutsch rede, rede ich es mit einem berndeutschen Akzent, so wie ein Wiener Deutsch mit einem wienerischen Akzent spricht oder ein Münchner mit einem bayrischen Akzent. Ich rede langsam. (...) Mein Akzent stört mich nicht. Ich bin in guter Gesellschaft". (Zitat nach Niederhauser (1998:185f.).

Sprachformengebrauch sei, ist Teil des Schweizer (Meta-)Sprachlebens. Die Heftigkeit, mit der diese Diskussion um Dialekt und Standardsprache von einem Teil der kulturellen Elite geführt wird, kann allerdings nicht darüber hinweg täuschen, dass die deutschschweizerische Sprachsituation für die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer eine Selbstverständlichkeit darstellt, die Walter Haas (1986:51) mit unverhohlener Freude zur Kenntnis nimmt:

Die Sprachsituation dieses Landesteils lässt sich nur dadurch erklären, dass sie den Bedürfnissen seiner Bewohner in perfekter Weise entspricht. Dennoch bin ich immer wieder erneut verwundert und entzückt darüber, dass sie sich dieses Stücklein funktionierender Anarchie noch nicht haben nehmen lassen.

Dass sich die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer den Dialekt als uneingeschränkte Umgangssprache bewahrt haben, dagegen ist wahrlich nichts einzuwenden; dass sie sich mit Dialektunkundigen in der Standardsprache verständigen, gebietet allein schon der Wunsch, verstanden zu werden und der ganz normale menschliche Respekt.

5. Literatur

(Belege aus Zeitungen, Zeitschriften und belletristischer Literatur sind im Text resp. den Fussnoten mit den nötigen Angaben verzeichnet.)

- Ammon, Ulrich (1995): Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin.
- Ammon, Ulrich (1997): Standard und Nonstandard in den nationalen Varietäten des Deutschen. In: K. J. Mattheier / E. Radtke (Hg.): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt am Main 1997.
- Arens, Peter u.a. (1985): Des Schweizers Deutsch. Bern.
- Baer, Emil (1936): Alemannisch. Die Rettung der eidgenössischen Seele. Zürich.
- Baur, Arthur (1983): Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? Winterthur.
- Bickel, Hans / Robert Schläpfer (Hg.) (1994): Mehrsprachigkeit - eine Herausforderung. Aarau.
- Bigler, Ingrid / Otfried Heyne / Achilles Reichert / Robert Schläpfer / Heinz Zimmermann (1987): Unser Wortschatz. Schweizer Wörterbuch der deutschen Sprache. Zürich.
- Boesch, Bruno (1957): Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Zürich.
- Börlin, Rolf (1987): Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1960-1982. Aarau.
- Burger, Harald (1990): Sprache der Massenmedien. 2. Aufl. Berlin.
- Burger, Harald / Annelies Häcki Buhofer (Hg.) (1994): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Bern.
- Burri, Ruth Maria / Werner Geiger / Roswitha Schilling / Edith Slembek (1995): Deutsch sprechen am Radio. Hg. Schweizer Radio DRS. Basel.
- Christen, Helen (1995): Der Gebrauch von Mundart und Hochsprache in der Fernsehwerbung. Freiburg i. Ü.
- Christen, Helen (1997): Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen? In: G. Stickel (Hg.): Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen. Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin, 346-363.
- Christen, Helen (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen.
- Christen, Helen (im Ersch. a): Chamäleons und Fossilien.

- Christen Helen (im Ersch. b): Standardvarianten als stilistische Dialektvarianten?
- Dieth, Eugen (1986): Schwyzertütschi Dialäktschrift. Hg. von Ch. Schmid-Cadalbert. Aarau.
- DUDEN Das Aussprachewörterbuch (1990). Wörterbuch der deutschen Aussprache. 3. Aufl. Mannheim.
- DUDEN. Das grosse Wörterbuch der deutschen Sprache. (1993-1995) In acht Bänden. 2. Aufl. Mannheim.
- DUDEN. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (1984). 4. Aufl. Mannheim.
- Fenske, Hannelore (1973): Schweizerische und österreichische Besonderheiten in deutschen Wörterbüchern. Tübingen 1973.
- Ferguson, Charles A. (1959): Diglossia. In: Word 15, 325-340.
- Frischherz, Bruno (1997): Lernen, um zu sprechen - sprechen, um zu lernen. Diskursanalytische Untersuchungen zum Zweitspracherwerb türkischer und kurdischer Asylbewerber in der Deutschschweiz. Freiburg i.Ü.
- Gallmann, Peter (1996): Warum die Schweizer weiterhin kein Eszett schreiben. In: Sprachspiegel 52, 124-130.
- Gumperz, John J. (1982): Discourse Strategies. Cambridge.
- Günther, Ulla / Eva Lia Wyss (1996): E-Mail-Briefe - eine neue Textsorte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: E. W. B. Hess-Lüttich / W. Holly / U. Püschel (Hg.): Textstrukturen im Medienwandel. Frankfurt, 61-86.
- Haas, Walter (1978): Wider den "Nationaldialekt". In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 45, 62-67.
- Haas, Walter (1982): Die deutschsprachige Schweiz. In: Schläpfer, 71-160.
- Haas, Walter (1986): Der beredete Deutschschweizer oder die Hollandisierung des Hinterwäldlers. In: Löffler, 41-59.
- Haas, Walter (1988): Schweiz. In: Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Hg. von U. Ammon / N. Dittmar / K. J. Mattheier. 2. Bd. Berlin, 1365-1383.
- Häcki Buhofer, Annelies / Harald Burger / Hansjakob Schneider / Thomas Studer (1994): Früher Hochspracherwerb in der deutschen Schweiz: Der weitgehend ungesteuerte Erwerb durch sechs- bis achtjährige Deutschschweizer Kinder. In: H. Burger / A. Häcki Buhofer (Hg.): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Bern, 147-198.
- Häcki Buhofer, Annelies / Harald Burger (1998): Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen: der ungesteuerte Erwerb des gesprochenen Hochdeutschen durch Deutschschweizer Kinder zwischen sechs und acht Jahren. Stuttgart.
- Hemmi, Andrea (1994): "Es muss wirksam werben, wer nicht will verderben." Kontrastive Analyse von Phraseologismen in Anzeigen-, Radio- und Fernsehwerbung. Bern.
- Hengartner, Thomas (1991): Die Revision des Sprachenartikels der Bundesverfassung und des Schweizert Deutsch. In: Gesetzgebung heute 1/91, 69-92.
- Heuer, Walter (1986): Richtiges Deutsch. Eine Sprachschule für jedermann. 18. Aufl. neu bearbeitet von M. Flückiger und P. Gallmann. Zürich.
- Hogg, Michael A. / Nicholas Joyce / Dominic Abrams (1984): Diglossia in Switzerland? A social identity analysis of speaker evaluations. In: Journal of Language and Social Psychology 3, 185-196.
- Hove, Ingrid (1993): Zur Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Unveröff. Lizentiatsarbeit. Freiburg i. Ü.
- Kaiser, Stephan (1969/70): Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz. 2 Bde. Mannheim.
- Kloss, Heinz (1976): Abstandsprachen und Ausbausprachen. In: J. Göschel / N. Nail / G. von der Elst (Hg.): Zur Theorie des Dialekts. Wiesbaden, 301-322.

- Kolde, Gottfried (1981): Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Wiesbaden.
- Koller, Werner (1992): Deutsche in der Deutschschweiz. Aarau.
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning.
- Leitfaden zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung (1998). Schweizerische Bundeskanzlei. Bern.
- Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung (1996). Schweizerische Bundeskanzlei. Bern.
- Lerch, Walter (1971): Probleme der Schreibung bei schweizerdeutschen Mundartschriftstellern. Ein Beitrag zum Problem inadäquater Schreibsysteme. Frauenfeld.
- Loetscher, Hugo (1986): Für eine Literatur deutscher Ausdrucksweise. In: Löffler, 25-39.
- Löffler, Heiner (Hg.) (1986): Das Deutsch der Schweizer. Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz. Aarau.
- Löffler, Heiner (Hg.): Das Deutsch der Schweizer. Zur Sprach- und Literatursituation in der Schweiz. Aarau 1986.
- Lötscher, Andreas (1983): Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. Frauenfeld.
- Lötscher, Andreas (1989): Probleme und Problemlösungen bei der Mundartschreibung des Schweizerdeutschen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 3, 275-297.
- Lötscher, Andreas (1990): Zum Problem der Normalisierung der Mundartschreibung im Schweizerdeutschen. In: M. Philipp (Hg.): Alemannische Dialektologie im Computer-Zeitalter. Göppingen, 191-207.
- Lüdi, Georges / Iwar Werlen u.a. (1997): Die Sprachenlandschaft Schweiz. Bundesamt für Statistik. Bern.
- Materialienband zum Schlussbericht der Arbeitsgruppe zur Revision von Artikel 116 der Bundesverfassung (1989). Hg. Schweizerische Bundeskanzlei. Bern.
- Meyer, Kurt (1989): Duden. Wie sagt man in der Schweiz? Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten. Mannheim.
- Müller, Martin / Lukas Wertenschlag (1985): Los emol. Schweizerdeutsch verstehen. Comprendre le suisse allemand. Capire lo svizzero tedesco. Chapir tudestg svizzer. Zürich.
- Niederhauser, Jürg (1997): Schweiz. In: H. Goebel / P. H. Nelde / Z. Stary / W. Wölck (Hg.): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Bd. 2. Berlin, 1836-1854.
- Niederhauser, Jürg (1998): "Dieser beharrliche, mit fast schweizerischer Langsamkeit sprechende Ankläger" Bemerkungen zum gesprochenen Schweizer Hochdeutsch. In: Sprachspiegel 54,4, 184-186.
- Panizzolo, Paola (1982): Die schweizerische Variante des Hochdeutschen. Marburg.
- Pedretti, Bruno (1994): Die Beziehungen zwischen den einzelnen Sprachregionen der Schweiz. In: Bickel/Schlöpfer, 89-135.
- Peyer, Ann / Eva Lia Wyss (1998): "JazzmusikerInnen - weder Asketen noch Müsli-Fifis" - Feministische Sprachkritik in der Schweiz, ein Überblick. In: G. Schoenthal (Hg.): Feministische Linguistik - Linguistische Geschlechterforschung. Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven. Hildesheim.
- Plickat, Hans-Heinrich, Haaf Ulrich (1997): Schweizer Schulwörterbuch. 2. Aufl. Zug.
- Polenz, Peter von (1990): Nationale Varietäten der deutschen Sprache. In: International Journal of the Sociology of Language 83, 5-83.
- Polenz, Peter von (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III. Berlin.
- Ramseier, Markus (1988): Mundart und Standardsprache im Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz. Aarau.

- Rash, Felicity (1998): *The German Language in Switzerland. Multilingualism, Diglossia and Variation*. Bern.
- Reiffenstein, Ingo / Heinz Rupp / Peter von Polenz / Gustav Korlén (1983): *Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache nach 1945. Vier Beiträge zum Deutsch in Österreich, in der Schweiz, der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik*. Marburg.
- Renggli, Sepp (1985): Aloha und grüezi. In: Arens, 36-40.
- Ris, Roland (1979): Dialekte und Einheitssprache in der deutschen Schweiz. In: *International Journal of the sociology of language* 21, 41-61.
- Ris, Roland (1980): Probleme aus der pragmatischen Sprachgeschichte der deutschen Schweiz. In: H. Sitta (Hg.): *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*. Tübingen, 103-128.
- Ris, Roland (1990): Diglossie und Bilingualismus in der deutschen Schweiz: Veriirung oder Chance? In: J.-P. Vouga (Hg.): *Die Schweiz im Spiegel ihrer Sprachen*. Aarau, 40-49.
- Ris, Roland (1998): Der schweizerische Anteil in den deutschen Grosswörterbüchern. In: R. Bergmann (Hg.): *Probleme der Textauswahl für einen elektronischen Thesaurus. Beiträge zum ersten Göttinger Arbeitsgespräch zur historischen deutschen Wortforschung*. Stuttgart, 113-126.
- Rüegger, Beat / Robert Schläpfer / Fritz Stolz (1996): *Mundart und Standardsprache im reformierten Gottesdienst*. Aarau.
- Schenker, Walter (1969): *Die Sprache Max Frischs in der Spannung zwischen Mundart und Schriftsprache*. Berlin.
- Schläpfer, Robert (1979): Schweizerhochdeutsch und Binnendeutsch. Zur Problematik der Abgrenzung und Berücksichtigung schweizerischen und binnendeutschen Sprachgebrauchs in einem Wörterbuch für Schweizer Schüler. In: *Standard und Dialekt. Studien zur gesprochenen und geschriebenen Gegenwartssprache*. Bern/München, 151-163.
- Schläpfer, Robert (Hg.) (1982): *Die viersprachige Schweiz*. Zürich.
- Schläpfer, Robert / Jürg Gutzwiller / Beat Schmid (1991): *Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz: Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer; eine Auswertung der pädagogischen Rekrutenprüfungen 1985*. Aarau.
- Schneider, Hansjakob (1998): "Hochdeutsch - das kann ich auch" Der Erwerb des Hochdeutschen in der deutschen Schweiz: Eine Einzelfallstudie zur frühen mündlichen Sprachproduktion.
- Schwarzenbach, Rudolf (1969): *Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz*. Frauenfeld.
- Schwarzenbach, Rudolf (1987): *Öffentliche Reden in der deutschen Schweiz der Gegenwart. Einführung in eine Sammlung sprachwissenschaftlicher Tonaufnahmen und Beiträge zu ihrer Auswertung*. Bern.
- Schweizerisches Idiotikon (1881ff.). *Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*. Frauenfeld.
- Siebenhaar, Beat (1994): Regionale Varianten des Schweizerhochdeutschen. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 61, 31-65.
- Siebenhaar, Beat / Alfred Wyler (1997): *Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz*. 5. überarb. Aufl. Zürich.
- Sieber, Peter (1998): *Parlando in Texten. Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit*. Tübingen.
- Sieber, Peter (Hg.) (1994): *Sprachfähigkeiten - Besser als ihr Ruf und nötiger denn je!* Aarau.
- Sieber, Peter / Horst Sitta (1986): *Mundart und Hochsprache als Problem der Schule*. Aarau.

- Siebs. Deutsche Aussprache. (1969) Hg. H. de Boor, H. Moser, Ch. Winkler. 19. Aufl. Berlin.
- Sonderegger, Stefan (1962): Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800-1959. Bibliographisches Handbuch mit Inhaltsangaben. Frauenfeld.
- Sonderegger, Stefan (1985): Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: W. Besch / O. Reichmann / St. Sonderegger (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Bd. 2. Berlin, 1873-1939.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (1962-1998). Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, in Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli. Hrsg. von Rudolf Hotzenköcherle. Bern.
- SPRACHE MACHT POLITIK (1994). Wie die ausschliesslich weiblichen Personenbezeichnungen die Gemeindeordnung von Wädenswil zu Fall brachten. Hg. Fachstelle für Gleichberechtigungsfragen des Kantons Zürich. Zürich.
- von Flüe-Fleck, Hans-Peter / Ingrid Hove (1994): Schweizerdeutsch: ein Thema im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Phonetik Intonation Kommunikation. München.
- Weber, Daniel Erich (1984): Sprach- und Mundartpflege in der deutschsprachigen Schweiz. Sprachform und Sprachdidaktik im zweisprachformigen Staat. Frauenfeld.
- Werlen, Iwar (1983): Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. Teil 2 Die südliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hg. W. Besch / U. Knoop / W. Putschke / U. Wiegand. 2. Bd. Berlin, 1418-1427.
- Werlen, Iwar (1992): "...mit denen reden wir nicht". Schweigen und Reden im Quartier. Basel.
- Werlen, Iwar (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? In: Babylonia 1, 22-35.
- Werlen, Iwar (im Ersch.): Variation im gesprochenen Hochdeutschen in der deutschen Schweiz - am Beispiel der Nachrichten von Radio DRS 1 und Radio DRS 3.
- Zimmer, Rudolf (1977): Dialekt - Nationaldialekt - Standardsprache. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 44, 145-157.
- Zimmer, Rudolf (1978): Wieder: Nationaldialekt. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 45, 204-205.